

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Württ. Landesbibliothek
STUTTGART

5

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / 1951 HEFT



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1951

2. Jahrgang

Fünftes Heft – September/Oktober

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung

HELMUT DÖLKER

für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER

für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP

für Architektur

OTTO HERDING

für Geschichte

ERNST MÜLLER

für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL

für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 5.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder Post beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle, Stuttgart, Urbanstraße 12, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstr. 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke, an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Titelbild: Stuttgarts Weinberglandschaft. Blick auf den Rotenberg. Aufnahme Hannes Kilian.

Dieser Nummer der „Schwäbischen Heimat“ liegen Prospekte der Verlage J. F. Steinkopf Stuttgart und W. Kohlhammer Stuttgart bei, die wir der Beachtung unserer Leser empfehlen.

INHALT

October. Eyn Monath-Lied	169
Die Landschaft des Weinbergs in Württemberg Von Hans Schwenkel	170
Die Entwicklung des württembergischen Weinbaus und sein jetziger Stand Von Paula Riede	175
Die Bauformen der Weingärtnerlandschaft im Rems- und Wieslautal Von Adolf Schabl	184
St. Urban, Patron der Weingärtner Von Albert Walzer	189
Christus in der Kelter Von Adolf Schabl	192
Von köstlichen und sauren Jahrgängen .	195
Untergegangene Wälder der Vorzeit im Donautal bei Ulm Von Paul Groschopf und Rudolf Hauff	196
An einen Naturfreund. Gedicht Von Else Pfeiffer-Bonhöffer	199
Wiederherstellung der Brühlmannbilder in den Pfullinger Hallen Von Julius Baum	200
Das Flurnamenbündel. Ein Beitrag zur Methodik der Flurnamenforschung Von Willi Müller	201
Auf schwäbischen Spuren in den Vereinigten Staaten Von Karl Götz	204
Was soll uns der neue Ortsname „Weilstetten“ bedeuten? Von Peter Gößler	205
Der Weinwagen des Ochsenwirts. Ein Schwank Von Amalie von Furtenbach	207
Wegweiser für die heimatliche Volkskunde	208
Oberschwäbische Barock-, Orgel- und Musiktagung in Ochsenhausen Von Walther Genzmer	210
Steinhausen-Ottobeuren-Zwiefalten Von Adolf Schabl	211
Internationaler Volkskundekongreß	212
Buchbesprechungen	213
Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes	215

October

Eyn Monath-Lied incerti autoris

Auff, auff! ihr Leser! Kommet mit mir!
Die reife Trauben schneidet mir hier!
 Schüttet's hier ein!
 Drucket's recht fein!
 Eylet!
 Nicht weilet!
Der Treffer wart mein.

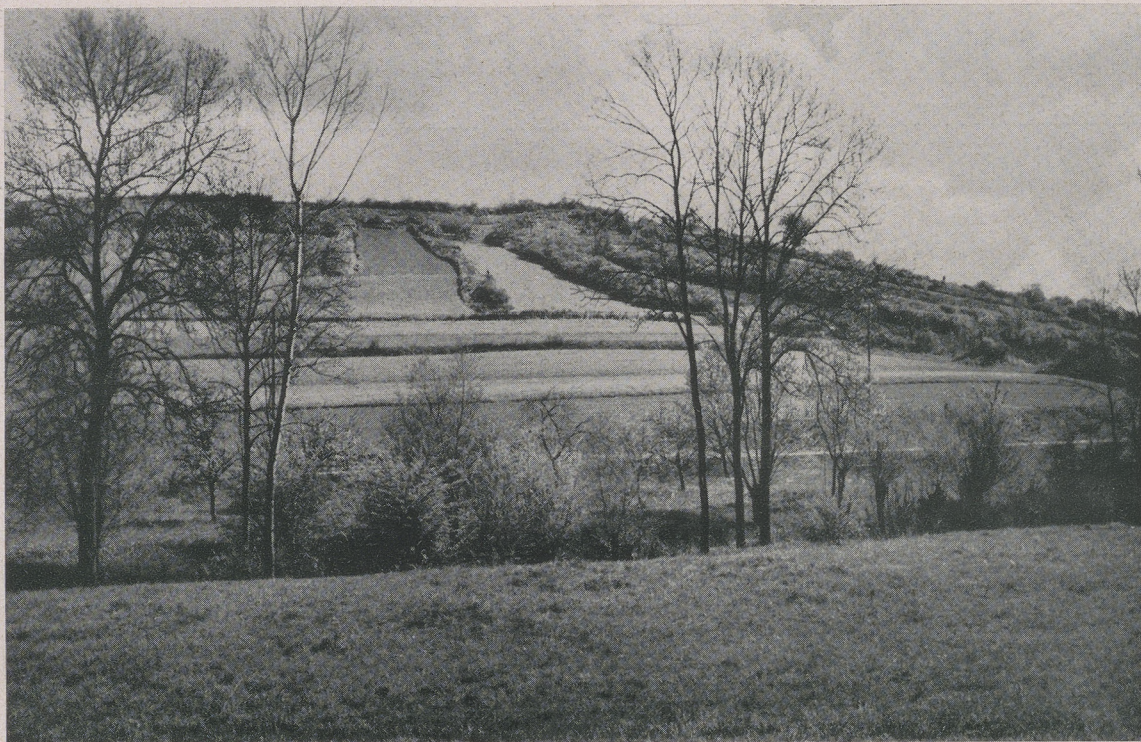
Gott hat's bescheret, nehmet's mit Danck,
Gebt ihm die Ehre, Keinen Gestanck!
 Singet mit Muth!
 Hertzlich und gut!
 Achtet!
 Betrachtet
Das köstliche Blut!

Wer ist's, der diese Trauben läst stehn?
Der soll nicht ungestraffet weg gehn.
 Schauet darauff!
 Klaubet recht auff!
 Schaffet!
 Sonst straffet
Man alle zu hauff.

O GOTT! gib du uns Frieden und Ruh!
Gesundheit, Leben, Segen darzu!
 Tägliches Brodt!
 Seeligen Todt!
 Jage
 die Plage!
Wend ab alle Noth!

Eines der zwölf Monath-Lieder als Musicalische-Geistliche Zeit-Betrachtung mit einer Sing-Stimm,
sampt dem General-Baß herausgegeben von Johann Christoff Stierlein, Fürstl. Würtemb. Hof Musico, 1689
Das Werk liegt für die Wiedergabe durch Druck oder Klang bereit

Wir entnehmen den Text einer Sammlung „Schwäbische Dichtung“, zusammengestellt von Nikolaus Gebrägs
(Mitgeteilt von Willi Siegele)



1. Weinberghang im Taubertal bei Reinsbronn (Weinbau im Rückgang) mit den großen Steinriegeln
Aufnahme: Schwenkel

Die Landschaft des Weinbergs in Württemberg

Von Hans Schwenkel

In Württemberg ist es nicht warm und trocken genug, als daß man den Weinstock in der Ebene anbauen könnte – von geringfügigen Ausnahmen abgesehen. Unsere Weingärten sind daher fast durchweg Weinberge und zwar in Südlage mit Übergriffen auf den Osten und Westen. Das alte Wort Wingarten ist in Wingert (mundartlich: Wengert) übergegangen, während der Wingerter (abgesehen von Tübingen) meist zum Weingärtner – und leider neuerdings zum „Winzer“ – geworden ist und der „Herbst“ – ebenso leider – zum „Winzerfest“. Indessen ist unsere „Winzergerossenschaft“ neuerdings wieder zur „Weingärtnergerossenschaft“ zurückgekehrt. Die Berglage beweist, daß der Weinbau ein örtliches Klima aufsucht und nur dort mit Erfolg möglich ist. Diese Inseln mit Weinbauklima von wechselnder Größe sind in eine Landschaft eingestreut, deren allgemeines Klima eben noch kein Weinbauklima ist wie etwa das in der Pfalz oder gar in Südfrankreich, wo man den Wein in der Ebene in Pflugkultur baut. Diese

unsere Weinberginseln müssen eine günstige Lage (Auslage) zur Sonne haben, das heißt möglichst den ganzen Tag voll bestrahlbar sein, und die Strahlen müssen steiler und darum dichter auffallen, was eben an Südhängen am meisten zutrifft. Sie müssen aber auch gegen Winde möglichst geschützt sein, was in engen ostwestlich verlaufenden Tälern wenigstens in zwei, oft in drei Richtungen der Fall ist. Besonders günstig sind Steilhänge in Flußtälern, die gegen Süden offen sind. Jedenfalls sollten Nord- und Ostwinde, womöglich aber auch Westwinde keinen freien Zutritt haben. Bei einer Durchschnittsniederschlagsmenge von sechshunderdfünfzig bis achthundert Millimeter und einer dementsprechend häufigen Bewölkung ist auch in der Höhenlage über dem Meeresspiegel eine Grenze gesetzt. Unsere höchsten Weinberge liegen bei Metzingen-Neuhausen (vierhunderdfünfzig bis vierhundertachtzig Meter) und bei Neuffen (sogar fünfhundertzwanzig Meter). Sind günstige Höhen- und Auslage bei uns Voraus-



2. Keuperweinberge bei Löwenstein (heute zerstört)

Aufnahme: Strähle-Schorndorf

setzungen für den Weinbau, so ein tiefgründiger, steinarmer, frischer Boden kaum minder, jedoch mit dem Unterschied, daß man diesen Boden unter Umständen auch künstlich schaffen kann. In der Tat haben unsere Vorfahren in dieser Richtung an Steilhängen der Täler des Unterlandes ein schier unvorstellbares Maß von Arbeit geleistet, um durch Aussteinen des kargen Bodens und auch durch Herbeibringen von Erde den vom Weinstock als Tiefwurzler geforderten Boden zu bereiten. Doch sind die Böden verschieden in ihrem Nährstoffgehalt (an Kali, Phosphaten, Kalk und auch an Spurenelementen), ihrer Struktur, ihrer Wasseraufnahmefähigkeit und Wasserführung, ihrer Wärmeaufnahmefähigkeit und Wärmehaltung, daß dies sich auch beim Wein auswirken muß. Wird dieselbe Traubensorte unter klimatisch gleichen Umständen auf verschiedenen Böden und auf verschiedenem geologischen Untergrund angebaut, so werden die Weine verschieden, vor allem

in ihrer Blume, ihrem Bukett oder ihrem „Bodengeführtle“.

Die Weine von Württemberg wachsen – mit Ausnahme des Hohentwiel und einigen Weinbergen am Bodensee – alle nördlich der Schwäbischen Alb, im schwäbisch-fränkischen Stufenland und zwar auf folgenden Formationen: Muschelkalk (selten Wellengebirge, häufiger mittlerer Muschelkalk und besonders Hauptmuschelkalk), Keuper (wenig auf Lättenkeuper, häufig auf Gipsmergel, Schilfsandstein und bunten Mergeln, seltener auf Stubensandstein und Knollenmergel), kaum auf Lias, dagegen auf unterem, seltener auf mittlerem, ganz selten auch noch auf oberem Braunjura, letzteres bei Neuffen. Die Weinberge von Weilheim bis Pfullingen liegen alle auf Braunem Jura (besonders auf α , den Opalinuston; auf β , dem Eisensandstein; seltener auf höheren Schichten. Sehr nährstoffreich sind die β -Schichten). Die Tübinger Weinberge liegen wieder auf Keuper.



3. Enztalschlinge bei Mühlhausen a. E. mit Felsen des obersten Hauptmuschelkalks mitten in den Weinbergen
Aufnahme: Schuster

Die Meinung ist weit verbreitet, als ob im Albvorland die Weinberge an den vulkanischen Pfropfenbergen auf Basalttuff liegen und darum der Wein besonders gut sei, so etwa am Hofbühl bei Neuhausen, am Metzinger Weinberg, am Georgenberg bei Pfullingen, am Jusi, an der Limburg bei Weilheim. Dies ist jedoch ein Irrtum. Der Neuffener ist wohl der beste aller Weine des Albvorlandes; dort aber steht gar kein Basalttuff an. Und auch an den anderen Weinbergen hört der Weinbau fast haarscharf da auf, wo die Grenze vom Braunen Jura zum Basalttuff liegt, der einen sehr hitzigen und mageren Boden liefert und sehr schwer verwittert. Sofern er nicht einen hohen Gehalt an Fremdgesteinen einschließt, wie zum Beispiel an der Limburg – wo der Weinbau tatsächlich auch auf den Tuffpfropfen übergreift – trägt er meist nur Heideflächen und ist für jede bessere Kultur, vor allem für den Weinbau, ungeeignet und selbst für den Wald von geringer Güte.

Im Muschelkalkgebiet liegen die Weinberge an den südwärts geneigten Hängen der in die Muschelkalktafel eingeschnittenen Täler (Abb. 3). Im Tauber-, Jagst-, Kocher-, Enz- und Neckartal sind die Muschelkalkweinberge in klassischer Form gestaltet, etwa bei Weikersheim, Möckmühl, Ingelfingen, Roßwag, Mundelsheim, Besigheim, Lauffen. Besonders bezeichnend sind dabei die im Bereich des Hauptmuschelkalks in gewaltigen Steinriegeln an den Weinberggrenzen aufgeschütteten Kalksteine im Hanggefälle, die von der Ferne wie riesige graue Wegschnecken aussehen und den Hang herunterzukriechen scheinen (Abb. 1).

Manchmal sind sie mit Wildsträuchern des Steppenheidewaldes bewachsen. Der Hang ist bei größerer Steigung durch Trockenmauern aus Muschelkalk abgestuft oder terrassiert, um die Bodenabschwemmung zu erschweren und die Arbeit zu erleichtern. Auch strahlen die Mauern die Sonnenwärme zurück und wirken als Wärmespeicher für die Nacht. Die harten Bänke des obersten Muschelkalkes ragen sehr häufig als Felsband heraus, so etwa auch in den bekannten Felsengärten bei Hessigheim, oder stehen in Einzelsteinen an. Manchmal greifen die Weinberge über dieses Felsband noch auf den Lettenkeuper über, was an der flacheren Neigung zu erkennen ist. Wo das Tal tiefer eingeschnitten ist, bildet der mittlere Muschelkalk eine flachere Terrasse, z. B. im Taubertal oberhalb Mergentheim oder im Kochertal unterhalb Künzelsau. Wenig günstig für den Weinbau ist das Wellengebirge des unteren Muschelkalks.

Ein ganz anderes Bild bieten die Weinberge der Keuperstufe dar. Der große Schwung der Muschelkalktäler mit ihren einfachen, gesetzmäßigen Prallhängen fehlt. Die Formen sind meist weicher und die Berge reicher gegliedert (Abb. 2). Doch werden auch hier die steileren Hänge durch Trockenmauern – jedoch jetzt aus anstehenden Schilf- oder Stubensandsteinen – abgestuft (Abb. 4). Dabei laufen die Mauern nicht schematisch durch, sondern in einem unregelmäßigen Zickzack. Sobald der Hang flacher wird, fallen die Mauern weg. Keuperweinberge haben wir im Zabergrau, nördlich des Enztals am Stromberg, nördlich der Löwensteiner Berge in dem dort besonders bewegten

4. Weinberghang im Keuper
(bunte Mergel)
bei Strümpfelbach mit Blick
nordwärts ins Remstal
Aufnahme: Schwenkel



und lieblichen Vorgelände, im Bottwartal, rings um Stuttgart und Eßlingen, vor allem aber im Remstal.

An den Steinriegeln oder an den Stützmauern kann man leicht ablesen, wo früher Weinberge waren, die heute aufgegeben sind. Solche verlassene Weinberge gibt es viele in unserem Land, da der Weinbau seit hundert Jahren stark zurückgegangen ist.

Da die Weinberge ein besonders warmes Klima haben und auf Hängen mit einstiger Steppenheide oder mit Steppenheidewald liegen, sind die Pflanzen dieser Gesellschaften auf unkultivierten Restflächen noch vorhanden und dringen in die Weinberge auf Stützmauern, Treppen und Steinriegeln wieder ein. Felsspaltenpflanzen mischen sich bei. So trifft man auf den Weinbergmauern aus der heimischen Flora (nach O. Lindk): mehrere Arten der Fetthenne, Gamander, Frühlingsfingerkraut, Ackerhornkraut, Dosten, Thymian, Mauerraute, Schriftfarn, Gelben Lerchensporn, Zymbelkraut, Osterluzei. An Wegen und Auffüllplätzen wachsen Beifuß, Natternkopf, Steinklee, Stachellattich, Färberwaid, Großer Ehrenpreis, Sichelöhre, Fiederzwenke, Edle Schafgarbe, Große Anemone. Die Weinbergunkräuter sind ebenfalls bezeichnend. Ihnen mischt sich im Taubergebiet die edle gelbe Wildtulpe bei.

Aber auch der Mensch hat Pflanzen in den Weinberg eingebracht, die dort gerne gedeihen, so zum Beispiel die Pfingst- oder Weinbergnelke, Goldlack, Großes Löwenmaul, Gänsekresse (Arabis), Hauswurz, Schwertlilien, Christrose (Abb. 5) und andere.

Zu dem alten Weinbergbild gehört auch der in den

Hang eingebaute Weinbergunterstand oder das Weinberghäuschen. Unsere Vorfahren haben sich auch hier einer guten Überlieferung und Ordnung eingefügt und meist auch den Stein der Weinbergmauern bevorzugt. Die Häuschen hatten meist ein Steildach und Giebelstellung. Die gute Einfügung in die Weinbergmauer, die Betonung landschaftlich wichtiger Stellen war eine Selbstverständlichkeit. Erst unserer Zeit blieb es vorbehalten, häßliche, ja kitschige Häuschen oder völlig formlose Zweckbauten als Mißtöne in die überlieferte Harmonie einzubringen und auch die Schönheit der Natursteinmauer durch steife Betonmauern zu stören. Dabei ist die Betonmauer für das Wachstum des Weinstocks gar nicht günstig, denn sie atmet nicht und staut die Nässe, vor allem aber ist sie landschaftlich häßlich (Abb. 6). Besonders schlecht wirkt ein Betonaufsatz mit Drahtgitterzaun auf einer Natursteinmauer. Ein alter Weingärtner wäre einer solchen barbarischen Geschmacksverirrung wohl kaum fähig. Wo größere Weinberghäuschen als Wochenendhäuser dienen, sollten sie in der überlieferten Art in den Weinberg eingefügt werden, am besten auch in Giebelstellung.

Mit dem Spritzen der Weinstöcke hängen neuerdings Störungen des alten schönen Bildes zusammen, die sehr schmerzlich sind und gewiß gemildert werden können. Zum Anrühren der Spritzflüssigkeit braucht man Wasser, sofern man sie nicht im Faß schon fertig mitbringt. Nicht selten wird das nötige Wasser in Wasserleitungsröhren zugeführt, die frei auf Pfosten im Gelände liegen (Abb. 5) und erheblich stören



5. Christrosen und Wasserleitung im Weinberghang Brenkele bei Schnait



6. Verunstaltende Betonmauer zwischen Natursteinmauern am Neckarhang unterhalb Kirchheim a. N.



können. In der Regel aber wird das Regenwasser der Weinberghäuschen oder der zu diesem Zweck besonders erstellten Behelfsbauten gesammelt. Nicht selten setzt man solche Dachflächen auf Pfosten, lediglich als Wasserauffangfläche und leitet das Wasser in einen darunter oder daneben aufgestellten Behälter, meist eine Betontonne (Abb. 7). Auch wo Wasserleitungen vorhanden sind, sieht man diese Tonnen an den Wegen aufgestellt. Man könnte sie etwas versenken und mit einer Mauer einfassen. Das ist man der Landschaft schuldig. Wo aber eine Sammelfläche für das Regenwasser nötig ist, kann man sie im Gefälle des Hanges unauffällig anbringen oder noch besser das Dach eines gut gestalteten Weinberghäuschens als Wassersammler benützen.

Unsere kunstvoll terrassierten Weinberghänge sind Denkmale der mittelalterlichen Baukunst wie irgendeine Kirche, eine Burg oder ein altes Bauernhaus. Sie sind Handarbeit und haben darum auch den lebendigen Ausdruck der Hand, nicht der Maschine. Sie bestehen aus Naturstein, der mit Beton der Neuzeit nicht zusammengeht. Ihre Architektur dient einer Monokultur, der der Weinrebe, die in den Auwäldern des Rheintales noch heimisch ist und einst verbreitet war. Die veredelten Sorten kamen wohl schon durch die Römer aus dem Süden. Eine größere Verbreitung fand die edle Rebe erst durch die Klöster des Mittelalters. In Stuttgart hatten die Klöster Adelberg, Lord, Kaisheim (daher das verkettzte Kaisemer = Kaisheimer, mundartlich gesprochen) u. a. Weinberge und zum Teil Keltern. Die Wingerter entwickelten sich zu wahren Meistern der Landschaftsgestaltung und schufen die vollkommenste Kulturlandschaft, die es in deutschen Landen gibt. Mit ihren Mauern und Terrassen, die nur ungefähr den Höhenlinien folgen, vielfach aber auf und ab schwingen, unterstreichen und steigern sie die landschaftlichen Formen und tragen in das Naturgegebene Bewegung, Spannung und sinnvolle Zweckbestimmung hinein. So entsteht eine Harmonie von Natur und Kunst, die ihresgleichen sucht, die darum aber auch als Kostbarkeit unserer Heimatlandschaft der Nachwelt erhalten bleiben muß. Unsere Aufgabe ist es, die neuzeitlichen Bedürfnisse und Notwendigkeiten der Betriebswirtschaft mit dem alten Bild in Einklang zu bringen. Wenn es mit der anständigen Baugesinnung unserer Altvorderen geschieht und wir es ihnen gleichtun, wird es auch gelingen.

7. Neuzeitlicher Regenwassersammler in den Weinbergen bei Strümpfelbach

Aufnahmen 5-7: Schwenkel

Die Entwicklung des württembergischen Weinbaus und sein jetziger Stand

Von Paula Riede

Der Weinbau reicht in der Kulturgeschichte Württembergs sehr weit zurück. Bereits in der Landnahmezeit werden Weinberge urkundlich erwähnt; erstmals 766: Böckingen, Gartach, Frankenbach, Schluchtern und Biberach. Es ist jedoch anzunehmen, daß den ältesten Urkunden über Weinbau in Württemberg eine bereits jahrelange Pflege von Rebanlagen vorausgeht. Das Alter des württembergischen Weinbaus dürfte deshalb auf mindestens 1200 Jahre geschätzt werden.

Viel älter als der Weinbau sind in Württemberg die Reben. Bereits 3000–4000 Jahre v. Chr. wuchsen, wie *Bertsch* mittels Rebenholz und einem Rebenkern, die er bei Stuttgart fand, nachweisen konnte, im Neckartal Weinreben. Etwas jüngere Funde von Rebkernen bei Heilbronn bezeugen das Vorhandensein wilder Weinreben in der Jungsteinzeit. Für die historische Zeit wurde die wilde Weinrebe bei Schwäbisch Hall nachgewiesen. Heute kommt sie nur noch in wenigen Exemplaren in den Auwäldern des Rheintales vor.

Die wilde Weinrebe, *Vitis silvestris*, ist wie unsere heutige Kulturrebe (*Vitis vinifera*) traubentragend; ihre Früchte sind genießbar, während die anderen Arten der Rebengewächse meist keine eßbaren Früchte hervorbringen. Sie schlingt sich mit ihrem 5 bis 10 cm dicken Stamm an Eichen, Ulmen und Pappeln empor und breitet in deren Geäst ihr üppiges Laubwerk aus.

Im Gegensatz zur Kulturrebe ist die *Vitis silvestris* getrennt geschlechtlich, das heißt es gibt männliche Stöcke und weibliche Stöcke, während die *Vitis vinifera* überwiegend zwittrig ist. Außerdem liebt die wilde Weinrebe feuchte Standorte. Sie hält sich deshalb meist an Flußufern oder in Auenwäldern auf.

Besteht nun zwischen unserer Kulturrebe und der wilden Weinrebe ein Zusammenhang und wie kam diese wilde Rebe ins heutige Württemberg?

Schon vor der letzten Eiszeit waren die Rebengewächse auf der ganzen Nordhalbkugel weit verbreitet. Im frühen Tertiär finden wir sie in Nordamerika, dann auf Grönland, Island, Spitzbergen und im mittleren Tertiär in Südengland und Mitteleuropa. Durch Polverlagerung und Kontinentalverschie-

bung herrschten damals in den nördlichen Breiten Temperaturen, die das Gedeihen der Rebe möglich machten. Mit dem Vordringen der nördlichen Vereisung wanderten die Reben allmählich in wärmere Gebiete nach Süden und Südosten ab. Dabei drangen sie bis zum Schwarzen und Kaspischen Meer vor, wo sie bis heute in besonders üppigem Zustand anzutreffen sind. Deshalb nahm man vielfach an, daß diese beiden Gebiete die Ursprungszentren der Rebe seien. Während der Eiszeit war die wilde Rebe aus Mitteleuropa ganz verdrängt. Wahrscheinlich hat sie in südfranzösischen oder oberitalienischen Refugien die Eiszeit überdauert. Im darauffolgenden wärmeren Postglazial drang sie wieder nach Norden vor. Um 3000–4000 v. Chr. erscheint sie am Isteiner Klotz. Etwa gleichzeitig bei Stuttgart, dann folgen die Nachweise von Heilbronn und Hall. Und damit sind wir bereits in frühhistorischer Zeit angelangt.

Außer diesen süddeutschen Wildrebenfunden ist im Deutschen Reichsgebiet nur ein einziger Nachweis bekannt: in einem bronzezeitlichen Gräberfeld (1800 bis 1000 v. Chr.) bei Plauen im Vogtland wurde ein Wildrebenkern gefunden.

Sämtliche heute bekannten postglazialen Wildreben nachweise im vorgeschichtlichen Europa gehören der *Vitis silvestris* an. Die Mannigfaltigkeit an Rebengewächsen, die vor Beginn des Diluviums nachzuweisen war, ist verschwunden. (Bereits im Frühtertiär sind sämtliche Arten der Vitaceen vertreten.) Sie scheint den veränderten Umweltsverhältnissen zum Opfer gefallen zu sein.

Seit der frühhistorischen Zeit muß sich die *Vitis silvestris* üppig entwickelt haben. Vor allem in Flußniederungen und Auenwäldern hat sie sich aufgehalten. Noch 1857 unterscheidet *Bronner* im Gebiet des Rheins 36 Sorten der *Vitis silvestris*. Damals bargen die Auenwälder zwischen Rastatt und Mannheim noch viele Tausende von Stöcken. Heute sind nur noch wenige Wildreben erhalten. Alle anderen sind der Forstwirtschaft zum Opfer gefallen.

Ob die Bewohner des frühhistorischen Süddeutschlands – Kelten, Alamannen und Franken – diese Wildreben schon planmäßig angepflanzt haben, ist ungewiß. Sicherlich haben sie die Trauben nur



Albert Kappis, Weinlese in Gundelsheim am Neckar

Photo der Württ. Staatsgalerie

gesammelt, so wie man heute noch Himbeeren und Brombeeren im Wald sammelt.

Der eigentliche Weinbau, die Weinbereitung und die Kultur des Weines haben in Vorderasien ihren Ursprung. Den Ägyptern und Assyriern waren sie schon 3500 v. Chr. bekannt. Durch die Phöniker scheint der Weinbau um 1500 v. Chr. nach Griechenland und von dort nach Italien gekommen zu sein. Mit der Ausbreitung des Römerreiches drang er in die römischen Provinzen: Nordafrika, Spanien, Gallien, Rhätien und in die Donauländer. Sicherlich geht der Weinbau im Gebiet links des Rheins, in der Pfalz, an Mosel, Saar, Ruwer und an der Ahr auf römischen Ursprung zurück. Für Württemberg konnte dies nicht nachgewiesen werden.

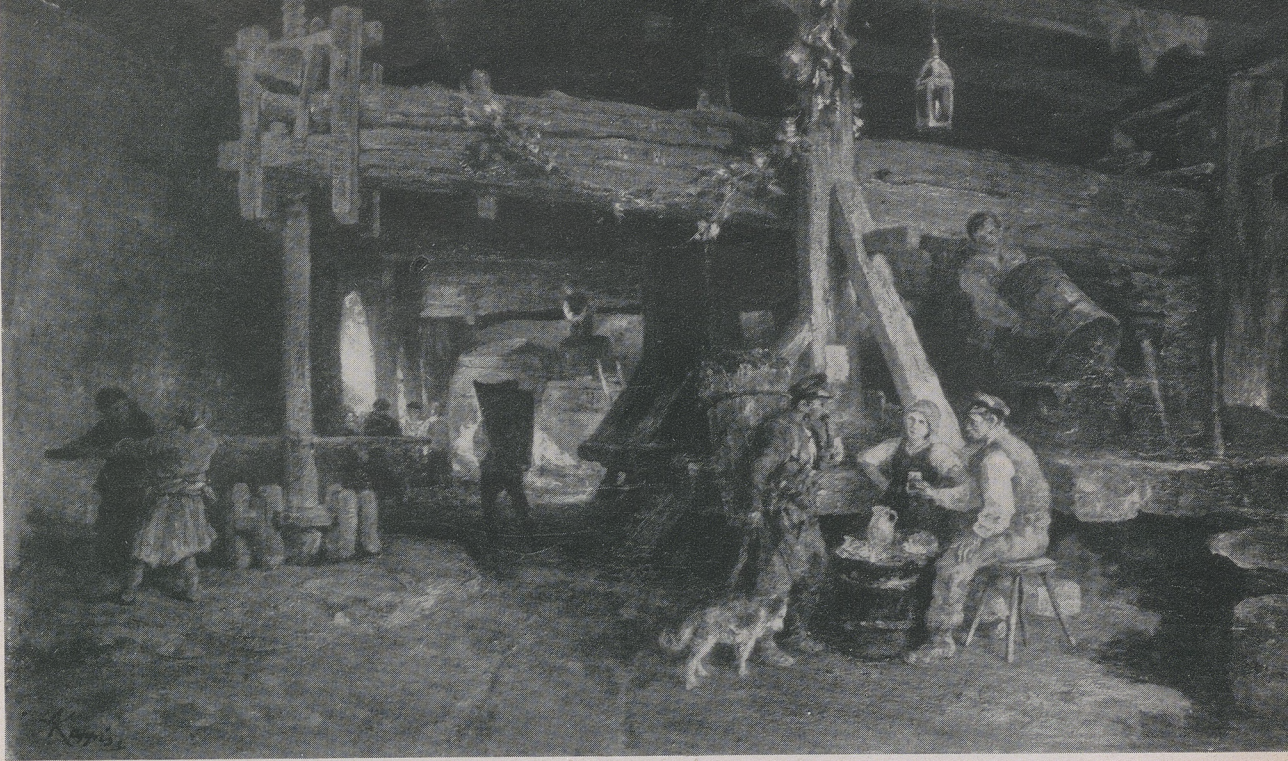
Zu der Zeit, als die Römer das Decumatland besetzt hielten, galt im Römerreich ein Gesetz – Cicero überliefert es uns –, das den Gentes Transalpinae Wein- und Ölbaum im Interesse des italischen Anbaus verbot. Erst 200 Jahre später (280) wird dieses Gesetz durch Kaiser Probus (276–282) aufgehoben. Er erteilte den fremden Legionären die Erlaubnis, Weinberge im Rheintal anzulegen. Da es aber schon im Jahre 259 den Alamannen geglückt sein muß, die römischen Grenzwehren zu durchbrechen, ging den Römern das Decumatland als Provinz bereits im Jahre 260 verloren. Für Württemberg kann

Probus deshalb nicht als Vater des Weinbaus angesprochen werden.

Diese Annahme wird dadurch bestätigt, daß im römischen Württemberg Bodenfunde, die auf Weinbau schließen lassen, im Gegensatz zum Land links des Rheins, fehlen. Bei der Häufigkeit römischer Funde in Württemberg wären sicher auch Keltergeräte ausgegraben worden, wenn die Römer im Decumatland Weinbau getrieben hätten.

Ob nun die alamannischen und fränkischen Bauern durch Selektion die Reben mit den größten und süßesten Beeren ausgesucht, ob sie über Gallien bzw. Frankreich den Weinbau kennen gelernt oder ob sie vielleicht beides, Selektion bei den einheimischen Wildreben und Weinbau nach gallischem Muster getrieben haben, ist ungewiß. *Bertsch* (1933) will die für Deutschland charakteristische Rieslingrebe auf Züchtung aus der *Vitis silvestris* zurückführen, was nicht unwahrscheinlich ist. Sicher bekannt ist jedoch die Tatsache, daß der frühe württembergische Weinbau stark unter gallisch-römischem Einfluß stand. Daher stammen auch die Fachausdrücke: vinum = Wein, cupa = Kufe, cellarium = Keller, calcatatorium = Kelter, camera = Kammer, vinitor = Winzer u. a. m.

Zweifellös nahm sich in erster Linie die Kirche der Verbreitung des Weinbaus an, um den zur Feier des



Albert Kappis, Kelter in Göglingen

Photo der Württ. Staatsgalerie

Gottesdienstes notwendigen Wein selbst zu erzeugen und die damit verbundenen Transportkosten zu sparen. Im Süden Württembergs war es vor allem das Bistum Konstanz mit dem Kloster Reichenau, das den Weinbau am klimatisch günstig gelegenen Bodensee ausbreitete. Im Norden waren es die Diözesen Worms und Würzburg, deren gemeinsame Grenze der Neckar bildete. Vor allem trugen die Mönche des Klosters Lorsch den Weinbau ins heutige Württemberg. So ist es begreiflich, daß die ältest genannten Rebanlagen Württembergs in einem Gebiet liegen, in dem heute infolge seiner klimatischen Ungunst kaum mehr Weinbau getrieben wird: Böckingen, Gartach, Frankenbach, Schluchtern und Biberach. Alle diese Orte liegen in der Talweitung westlich Heilbronn, also in einem flachen Gelände. Die Mönche kannten eben nur die Anbaumethode, wie sie in ihrem Kloster üblich war: Anlage von Weingärten, wie sie heute noch, trotz ebener Lage, dort überall zu finden sind. Weinberge in Hanglage, wie wir sie heute in Württemberg kennen, kamen erst später auf. Erstmals erwähnt wird eine Rebanlage am Hang um 1100: Die Gemahlin Hermanns II. von Baden, Utha von Calw, schenkt dem Kloster Hirsau einen Hof zu Heilbronn samt einer Anzahl Leibeigener, um die Weinberge im Norden der Stadt, am Wartberg, zu bebauen. Da auch am Rhein und an der Ahr die

terrassierten Hänge erst im 12. Jahrhundert aufkamen, kann man annehmen, daß Hänge, die bis zu ihrer Verwendung als Rebgeleände lediglich Schafweide waren, infolge des mühseligen Baus von Terrassen verhältnismäßig spät für die Kultur der Rebe verwendet wurden, vermutlich erst dann, als kein flachgeneigtes Gelände zu diesem Zweck mehr zur Verfügung stand.

Vom Heilbronner Weinbaugebiet ausgehend, drang der Weinbau den Neckar aufwärts nach Süden vor, bildete im flachen Mündungsgebiet der Murr, Rems und Filz ein zweites Weinbauzentrum und griff dann auf die Keuperhänge über; die Weinberge des Muschelkalks, deren Terrassierung noch wesentlich mühsamer war als die des Keupers, entstanden erst im 12. und 13. Jahrhundert. Damals drang der Weinbau auch in die Seitentäler des Neckars ein: Sulm-, Bottwar-, Rems-, Zaber- und Enztal.

Neben der Kirche spielten bei der Ausbreitung des Weinbaus auch die weltlichen Grundherren eine wichtige Rolle; Rebgeleände, das nicht in kirchlichem Besitz war, gehörte dem Adel. Nur in den freien Reichsstädten waren Weinberge auch bürgerliches Besitztum.

Etwa um 1500 hatte der württembergische Weinbau seine größte Ausdehnung erreicht. Im ganzen Land wurden an sonnigen Hängen Reben gepflanzt. Sogar



Weinherbst im Remstal. Radierung nach einer Zeichnung von Joh. Baptist Pflug, um 1830

die thermisch ungünstigen Gebiete, wie der Schwarzwald und die Schwäbische Alb, trugen einst Weinberge, wovon die Flurnamen heute noch Zeugnis geben. Freilich ließ die Qualität der damals erzeugten Weine viel zu wünschen übrig. Man ging deshalb dazu über, mit Hilfe von Gewürzen und Honig das Getränk schmackhaft zu machen. Diese Methode hat sich bis heute in der Glühweinbereitung erhalten.

Der Weinhandel blühte im ganzen Württemberger Land. Allerorten wurde Wein getrunken und sogar der Wiener und Londoner Hof bezogen in Württemberg ihre Weine. Sie erfreuten sich allgemeiner Beliebtheit.

Doch schon die Eroberung Konstantinopels durch die Türken (1453) brachte dem Weinverbrauch die erste Einbuße. Der Umschlageplatz für die aus Indien kommenden Gewürze war damit in feindlicher Hand. Den württembergischen Wein der damaligen Zeit aber ohne Verbesserung mit Gewürzen zu trinken, war sicher kein Genuß.

Der große Rückgang des württembergischen Weinbaus setzte zu Anfang des 17. Jahrhunderts ein und hielt, mit Ausnahme kurzer Unterbrechungen, bis in

unsere Zeit an. Anlaß dazu war der Dreißigjährige Krieg, der unser Land immer wieder in Mitleidenchaft zog. So berichtet Dornfeld (1868), daß nach dem im Jahre 1652 von den Herzoglichen und Klosterämtern über die Verheerungen des Krieges eingeforderten Berichten 13 398 ha Weinberge öd und unbebaut waren; das ist mehr als die gesamte württembergische Rebfläche in unserer Zeit.

Unter den Kriegen, die Ludwig XIV. führte (1673 bis 1693), hatte vor allem NordWürttemberg zu leiden. Viele Hektar Weinberge blieben unbebaut liegen, weshalb, um solche Güter wieder in Gang zu bringen, durch das Generalreskript vom 25. November 1693 Nachlaß der darauf haftenden Steuern, Zinsen und anderen Beschwerden auf fünf Jahre zugesichert wurde.

Folge des Krieges war aber nicht nur der Rückgang der Rebfläche. Auch die Bevölkerung verzeichnete viele Verluste und die Überlebenden verarmten vielfach. Dadurch nahm sowohl der Weinverbrauch im eigenen Land als auch der Weinhandel mit den Nachbarstaaten ab. Durch Handelsabkommen sollte die Ausfuhr wieder gehoben werden. So verpflichtete sich



Weinlese. Gemalt 1926 von dem damals 88jährigen Weingärtner Jakob Seybold in Endersbach

zum Beispiel das salzliefernde Kurbayern, dieselbe Anzahl Wagen, die mit Salzladungen nach Württemberg fuhr, mit Weinfrachten entgegen zu nehmen. Trotzdem konnte der Rückgang des Weinbaus nicht mehr aufgehalten werden. Das führte schließlich dazu, daß die Weinberge in den klimatisch ungünstigen Gebieten Württembergs ganz aufgegeben wurden. Auch kam in der damaligen Zeit die Obstmostbereitung immer mehr auf. So stand der Bevölkerung ein billiges Getränk zur Verfügung. Auch das Bekanntwerden von Kaffee und Tee in Europa trug zur Verminderung des Weinverbrauchs bei. Als Folge davon ging der Weinbau soweit zurück, daß er bereits um 1700 auf jene Gebiete Württembergs beschränkt war, in denen er auch heute noch betrieben wird.

Schlimmer als der Rückgang der Rebfläche war ein Zurückgehen des Anbaus der Edelreben, an deren Stelle nun die Weingärtner ergiebigere Traubensorten pflanzten, die größere Erträge lieferten, ohne so sorgsamer Pflege zu bedürfen. Der Qualitätsweinbau ging über in einen Quantitätsweinbau. Mit diesen schlechteren Weinen wurden vielfach die guten gestreckt, weshalb sich 1731 der Magistrat der Stadt Stuttgart veranlaßt sah, dem „allzuvielen und indistinkten Weinbau“ Einhalt zu tun.

Die Zeit des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts, die wiederum im Zeichen des Krieges stand (französische Revolutionskriege und Feldzüge Napoleons), förderte nochmals den Quantitätsweinbau auf Kosten des Qualitätsweinbaus.

Erst als 1824 der württembergische König selbst eingriff und edle Reben unentgeltlich verteilen ließ, wurde die Qualität des Weines wieder besser. Auch die Gründung der „Gesellschaft für Weinverbesserung in Württemberg“ 1825 und die des „Württembergischen Weinbauvereins“ 1828 trugen zur Hebung des Weinbaus bei. Ebenso die im Laufe des 19. und zu Anfang des 20. Jahrhunderts gegründeten Weingärtnergenossenschaften.

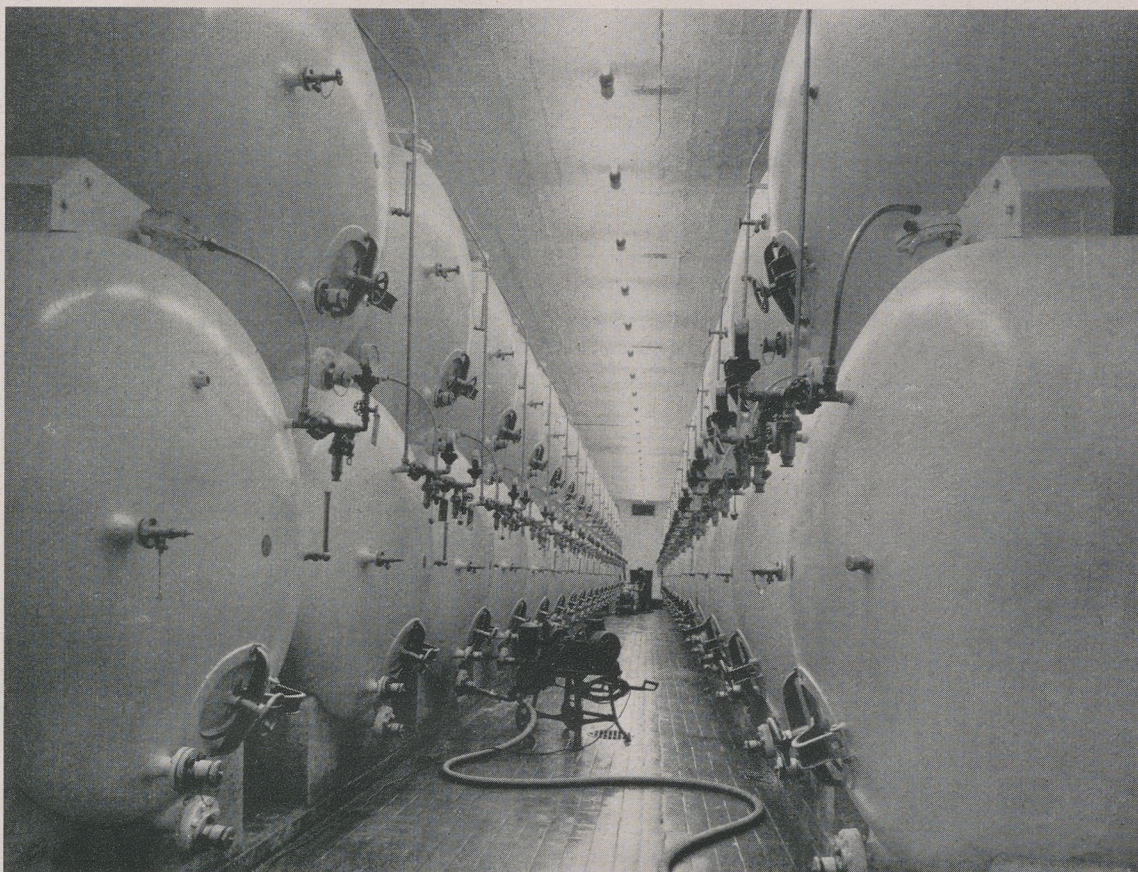
Da aber die Edelreben in erhöhtem Maße frostgefährdet sind, erfolgte trotz der Gegenmaßnahmen ein weiterer Rückgang des Reblandes, mit Ausnahme der klimatisch besonders begünstigten Teile Württembergs.

Ähnlich wie die klimatische Unbill wirkte die um die Mitte des 19. Jahrhunderts aufkommende Industrialisierung auf den Rückgang des Weinbaus. Die weniger mühsame Arbeit und der höhere und sichere Verdienst lockten viele Weingärtner von ihren Gütern weg in die Stadt. Deshalb erfolgte vor allem im Neckarbecken, dem wichtigsten Industriebereich



Der Stiftskeller in Beutelsbach

Aufnahme: Markmann



Neuzeitliche Kellieranlage in der Remstallkellerei Beutelsbach

Photo Kleiber

Württembergs, ein weiteres Schrumpfen des Reblandes.

Die großen Hagelschäden des Jahres 1896 und das Auftreten der Reblaus, die um 1880 von Amerika über Frankreich nach Deutschland eingeschleppt worden war, verursachten den letzten großen Rückgang des Weinbaus. Erst als es 1911 gelungen war, durch Aufpfropfen einheimischer Edelreben auf reblausimmunen amerikanischen Unterlagen ein Bekämpfungsmittel gegen die Seuche zu finden, schien es, als ob diese größte Gefahr des Weinbaus gebannt wäre. Laut Reichserlaß des Jahres 1935 mußten in reblausgefährdeten Gebieten sämtliche Hybridenreben ausgehauen und durch Edelreben ersetzt werden. Um durch diese Maßnahmen den Rückgang des Weinbaus nicht noch mehr zu unterstützen, stellte der Staat für diese Zwecke Gelder zur Verfügung. Viele Rebhänge wurden nun neu bestockt, was in den letzten zwanzig Jahren eine Förderung des württembergischen Weinbaus zur Folge hatte. Der Mangel an Arbeitskräften während des letzten

Krieges und die für die Verbreitung der Reblaus außerordentlich günstigen trockenen Sommermonate von 1947 und 1948 haben so weite Gebiete verseucht, daß die gesetzliche Bestimmung zur Bekämpfung der Reblaus nicht mehr durchgeführt werden kann. Die Behandlung der Reben mit Schwefelkohlenstoff, die eine Vernichtung der Pflanze mit sich bringt, wird nur mehr im äußersten Notfall durchgeführt. Dazu kommt, daß selbst Pfropfreben, die seither als reblausimmun galten, von einzelnen Rassen des Insekts befallen werden können wie die wurzelechten Reben. Hauptsächlich in Rheinhessen sind Reblaussschäden in Pfropfanlagen aufgetreten. Was soll geschehen, um den Weinbau der Reblaus nicht zu opfern? Wissenschaft und Praxis arbeiten fieberhaft daran, ein direktes Bekämpfungsmittel gegen die Reblaus zu finden, ohne daß bei seiner Anwendung die Rebe zu Grunde geht. Einzelne Versuche mit Hexachlorpräparaten haben auch schon schöne Ergebnisse gebracht. So ist die Lage des Weinbaus noch nicht hoffnungslos.

Vielleicht wird es auch gelingen, solche Unterlagsreben zu züchten, die unsere Boden- und Klimaverhältnisse gewöhnt sind, so daß sie ihre Reblausimmunität durch ungewohnte Umweltsverhältnisse nicht einbüßen (was bei den befallenen Pfropfbreben als Ursache angenommen wird). Das Ideal wäre jedoch, wenn es der Züchtung gelingen würde, eine Edelrebe zu züchten, die der Reblaus und den anderen Schädlingen widersteht. Unsere Weingärtner träumen bereits von jenen Zeiten, wo sie ihre Weinberge mit dieser Idealrebe bestocken. Sie brauchen dann nicht mehr spritzen und nicht mehr schwefeln. Nur Boden- und Laubarbeiten werden bleiben.

Auch an diesem Ziel wird in der Rebenzüchtung tüchtig gearbeitet. Eine deutsche Zuchtstation glaubte sich diesem Ziele schon sehr nahe. Sie fand eine Rebe, die von der Reblaus nicht beschädigt wird und der auch Peronospora und Oidium, die beiden gefürchteten Pilzkrankheiten der Rebe, nichts mehr anhaben können. Aber der Wein dieser Rebe steht qualitätsmäßig unter unseren Durchschnittsweinen. Vielleicht gelingt es doch, zu all den Vorzügen, die diese Rebe bereits in sich birgt, auch noch das Merkmal „Qualitätswein“ ins Erbgut zu bringen.

Aufgabe der Rebenzüchtung ist es außerdem, den zweiten großen Feind der Rebe zu bekämpfen: den Frost. Jedes Frühjahr bangt der Winzer, vor allem in der Zeit um die „Eisheiligen“, ob in der Nacht Frost auftrete. Und wer wüßte nicht, daß Württemberg in manchen Jahren sehr schlechte Ernten aufzuweisen hatte, weil bereits in einer einzigen kalten Nacht der Segen des ganzen Jahres vernichtet wurde. Man versucht mit vielen technischen Mitteln, der Frostgefahr zu begegnen: sei es durch Räuchern der Hänge oder Heizen der Weinberge, sei es durch Beregnung, Berieselung oder durch Errichten einer künstlichen Wasserwand, die die einfließende Kaltluft aufhalten und andere Wege führen soll; oder sei es durch Windschutzanlagen und Aufforsten von Frostentstehungsgebieten oder gar durch elektrische Windmotore, die die Luft über den Weinbergen in Bewegung halten sollen; solange die Luft bewegt wird, kann kein Frost entstehen. Alle diese Maßnahmen erfordern enorme Geldmittel und die Zusammenarbeit aller Anlieger. Aber nennenswerte Erfolge durch Methoden, die für die Allgemeinheit durchführbar sind, fehlen bis heute. Dagegen ist es der Züchtung gelungen, eine Rebe zu finden, die sowohl gute und reiche Erträge liefert als auch eine gewisse Frostresistenz aufweist. Sie treibt im Frühjahr verhältnismäßig spät aus, so daß zur Zeit der Frostgefahr die Rebe noch „in der Wolle“ steht, während

sie nach einer kurzen Vegetationszeit so früh reift, daß ihr die herbstlichen Frühfröste nichts mehr anhaben können. Versuchsanlagen im Sauerland und in Dänemark sollen ihre Klimaunabhängigkeit prüfen. Der dritte große Feind des württembergischen Weinbaus ist nicht in Klima und Boden zu suchen. Es ist ein wirtschaftlicher Faktor: der Import. Aus fast allen weinbautreibenden Ländern werden Weine eingeführt und zum Verkauf angeboten, die meist unter den bei uns üblichen Preisen liegen. Vor allem französische und italienische Weine stehen in den Schaufenstern unserer Weinhandlungen. Und wenn die Qualität auch unter der der einheimischen liegt (es sind in erster Linie Quantitätsweine), so reizen sie doch durch ihren niederen Preis zum Kauf. Auch die Pfälzer Konsumweine stehen unter unseren Preisen. Aber wenn man die reichen Erträge der Portugieser, Silvaner und Müller-Thurgau kennt, die entlang der Weinstraße wachsen und wenn man zusieht, mit wie wenig Schweiß im Vergleich zu unseren Weingärtnern die Winzer überm Rhein ihre Ernte einbringen, ist der Preisunterschied verständlich, ganz abgesehen von der Qualität. So kommt es, daß die württembergischen Weingärtner teilweise sehr über Absatzschwierigkeiten klagen, vor allem dann, wenn sie noch an der alten Sitte festhalten, den Wein gleich „unter der Kelter“ als neuen Wein zu verkaufen. Bis vor wenigen Jahren war es nämlich in Württemberg üblich, daß während der Lese ganze Schlangen von Lastwagen vor den Keltern der Weinorte standen. Die Weinkäufer probierten und kauften den Wein von der Presse weg. Der ganze Ausbau des Weines vollzog sich im Keller des Weinhändlers oder Gastwirts. Und wer will sich da wundern, daß mancher Wein ein „Rachenputzer“ wurde. Nicht jeder Wirt ist auch ein guter Kellermeister. Und während in anderen Weinbaugebieten der Wein längst in der Flasche zum Verkauf kam, glaubte man in Württemberg, unser Wein würde sich auf der Flasche nicht halten.

Es ist das Verdienst der Weinbauschule, auf diesem Gebiet bahnbrechende Versuche gemacht zu haben. Die Weingärtnergenossenschaften, die seit Ende des letzten Jahrhunderts in allen Weinbaugemeinden gegründet wurden, setzten die wissenschaftlichen Erfahrungen in die Praxis um. Neue Keltern und Kellereien wurden gebaut, damit auch in Württemberg Weine erzeugt werden können, die mit Rheingau, Mosel, Pfalz und Ahr verglichen werden können. Vor allem seit 1945 ist man in Württemberg unermüdlich tätig, jeder Weinbaugemeinde die Mittel in die Hand zu geben, die zur modernen Weinbereitung notwendig sind. Und heute kommen Winzer aus allen deutschen

Weinbaugebieten, um in Württemberg die vorbildlichen Einrichtungen zu besichtigen. So ist zum Beispiel die Remstalkellerei in Beutelsbach die modernste ihrer Art in Deutschland, vielleicht sogar in Europa. Dort haben sich die 21 Weinbaugemeinden des Remstales zusammengeschlossen und gemeinsam diese Einrichtung geschaffen. Sämtliche Remstalweine werden von dort aus erfaßt, von einem erfahrenen Kellermeister ausgebaut, im Labor untersucht und von dort aus verkauft. Es gibt im Remstal keinen Konkurrenzneid und keine Absatzschwierigkeiten. Durch die neuzeitlichen Einrichtungen werden solche Weine erzeugt, die selbst mit Spitzenweinen des Rheingaus bei mäßigen Preisen konkurrieren können. Auf Seite 181 ist einer der Tankkeller der Remstalkellerei abgebildet. Zwar fehlt die Romantik der alten Weinkeller, die mit ihren großen geschnitzten Fässern, einem massiven, meist vor Feuchtigkeit tropfenden Gewölbe und einer intimen Beleuchtung zur Vorstellung eines guten Weines gehörten. Mit den Emailletanks ist ein hygienisch einwandfreies Arbeiten gewährleistet. Eine moderne Beleuchtungsanlage gibt taghelles Licht. Keiner der Besucher hatte je den Eindruck, zwölf Meter unter der Erde zu sein. Über den Tankkellern (insgesamt sind es zwei Tankkeller mit 140 Tanks zu je siebentausend Liter) liegen in zwei Stockwerken darüber die Flaschenkeller, in denen die gefüllten Flaschen, in Reihen gestapelt, zum Verkauf bereitgehalten werden. Ebenerdig liegt der Abfüllraum, der durch riesige Glaswände vom Verladeraum getrennt ist. Vollautomatische Spülmaschine, Abfüllmaschine und Korkmaschine, die durch ein laufendes Band miteinander verbunden sind, machen es möglich, zweitausendfünfhundert Flaschen pro Stunde zu füllen. An der Verladerampe stehen die Lastwagen der Remstalkellerei, die tagtäglich ins Land hinausfahren mit Hunderten und Tausenden von Flaschen.

Ähnlich modern eingerichtete Betriebe sind in Untertürkheim, Fellbach, Heilbronn, Brackenheim, Löwenstein, Pfedelbach und Erlenbach. Auch kleinere Weinbauorte arbeiten mit neuzeitlichen Einrichtungen.

Welches Verdienst muß dabei den Weingärtnergenossenschaften zugeschrieben werden? Die Genossenschaft sorgt für Pfropfreben zur Neubestockung des Weinberges. Sie sorgt für Spritzmittel und gibt Richtlinien zur Schädlingsbekämpfung heraus. Sie setzt das Datum der Lese fest und übernimmt an der Kelter die Trauben des Weingärtners. Sie werden sofort nach Güteklasse bewertet, was sich bei der Auszahlung des Weingeldes bemerkbar macht. Deshalb ist jeder Winzer bestrebt, mit seinem Wein möglichst hohe Ochsengrade zu erzielen. Nun beginnt für die

Genossenschaft die Hauptarbeit: Der Wein muß ausgebaut, untersucht, auf Flaschen gebracht und verkauft werden. Für den Winzer gibt es den Winter über kein Risiko mehr. Selbst wenn die Sonne nicht ausreichte, um die Trauben ausreifen zu lassen, sorgt die Genossenschaft für Zucker und verbessert den Wein so, daß er den gesetzlichen Bestimmungen entspricht und sehr wohl zu genießen ist. Eines aber kann die Genossenschaft den Weingärtnern nicht abnehmen: die mühsame Arbeit vom Frühjahr bis zur Weinlese, das Pfählen, Hacken, Felgen, Binden, Schneiden, Zwicken, Spritzen und Schwefeln. Und wie oft blickt der Winzer sorgenvoll zum Himmel, wenn dunkle Gewitterwolken am Horizont heraufziehen. Wird es auch nicht hageln? Wird der Regen gut herunterkommen, ohne die kostbare Weinbergs-erde ins Tal zu schwemmen? Wann wird es aufhören zu regnen, damit die Schädlinge der Rebe durch Spritzen bekämpft werden können. So bleibt dem Weingärtner als größtes Anliegen der Segen Gottes.



Buttenmännlein, aus einer Rebenwurzel geschnitzt für die Öhringer Weingärtner, 1667

Die Aufnahme wurde freundlicherweise vom Bürgermeisteramt Öhringen zur Verfügung gestellt



Kiesersche Forstkarte – Oberurbach-Haubersbronn, 1680–87

Die Bauformen der Weingärtnerlandschaft im Rems- und Wieslautal

VON ADOLF SCHAHL

Unsere schwäbische Landschaft ist in hohem Grade gebaut. Der Anfang solchen Bauens und der Ursprung im Grunde aller gestaltenden Tätigkeit des Menschen liegt im Bauen des Bodens und dem bauenden Wohnen auf diesem Boden. Keine Landschaft aber entspricht so sehr dem Wesen des das Land bauenden „Bauern“ und ist in so umfassender Weise gebaut, wie die Weinbauern- oder Weingärtnerlandschaft.

Unter allen Landschaften Württembergs kann das Remstal heute noch am ehesten als Weingärtnerlandschaft angesprochen werden. Auch hier gingen die Weingärten früher tiefer hinab. Heute sind es vor allem die im Vergleich zu den Muschelkalkabstürzen des Neckartals sanfteren Hänge, welche die grünblau schimmernde Bestockung tragen, zwischen der weiße Weinberghäuslein glänzen, während in der Höhe

über dem vielleicht schon in gelben, braunen und rost-roten Farben leuchtenden Wald der tiefblaue Himmel brennt. Nach dem Herbst tritt der nur von den schmalen Schlitten der Staffeln durchschnittenen Stufenbau unverhüllt in Erscheinung, scharf, hart, baumeisterlich klar. Hier ist das Arbeitsfeld des „Wengerter“, wo er vom Frühling bis zum Spätling unablässig werkelt mit Pfählen, Binden, Heften, Schneiden, vor allem aber Spritzen und wieder Spritzen, Jäten und nochmals Jäten. Wie viele Butten Mergelerde er schon in seinem Leben steil auf in die Gräben getragen hat, um den ausgemergelten Boden aufzumergeln, das kann er nicht sagen. Von dem einen oder anderen Graben erzählt er aber, wie er ihn „geraitet“ hat, wobei er, um das Unkraut auszuwurzeln, bis zu vier Meter Tiefe das Unterste zuoberst kehrte. Fragst du

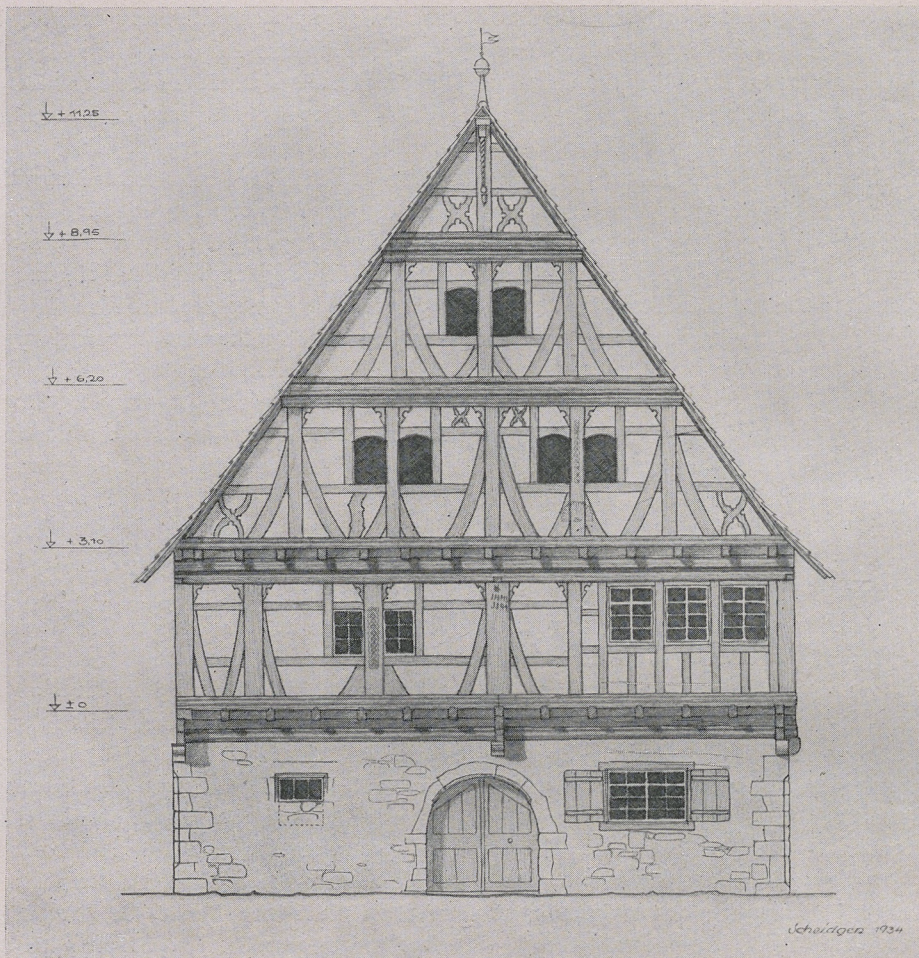
ihn aber nach dem Herbst, dann muß er lange nachdenken, bis er dir erzählen kann, wie es war in selbiger lustigen Zeit, als man noch die Butten voll Beeren an Ort und Stelle in die „Seifzger“ schüttete, in denen sie getreten wurden, so daß der trübe, rote, dicke, süße Saft in die Züber schoß, aus denen er in die großen Standen in der Kelter geschüttet wurde, um nach ein paar Tagen als Vorlaß abgezapft zu werden. Dann erst kam das „Deihen“ an die Reihe, wobei der „Troß“ im „Biet“, das heißt dem Kelterkasten, durch einen Kelterbaum, der aus vier bis sechs gewaltigen Eichstämmen bestand und vermittels einer Spindel ein paarmal auf- und niedergeschraubt wurde, ausgepreßt wurde. Das war dann der „Druck“, der nicht so gut war wie der Vorlaß. Dies alles kann dir der Wengerter nur noch vom Hörensagen erzählen. Er selbst kann die hydraulische Presse bedienen. Und Zeit ist Geld.

Noch aber stehen glücklicherweise viele der alten Keltern im Äußeren unverändert da, wenn auch in der Gefahr, abgerissen oder umgebaut zu werden, ein Geschick, das unglaublicherweise auch den berühmten sieben Metzinger Keltern, diesem Weingärtnerdenkmal andersgleichen, droht. Nichts beleuchtet übrigens den Rückgang des Weinbaues so klar, wie eine Geschichte der Keltern des Rems- und des anschließenden Wieslautfals. Ein Verzeichnis der Geistlichen Verwaltung Schorndorf aus dem späten 18. Jahrhundert (im Staatsarchiv Ludwigsburg) ermöglicht einen kurzen Abriss dieser Geschichte.

Bezeichnend ist *Oberurbach*. Aufgeführt werden nicht weniger als fünf Keltern, die Linsen-(oder Leisen-) bergkelter mit zwei Bäumen, die Kirrsteigkelter mit fünf Bäumen, die Dorfkelter mit drei Bäumen, die Mönchskelter mit zwei Bäumen, die Leutersbergkelter mit zwei Bäumen. Davon ist heute keine mehr vorhanden, es sei denn, wir rechnen die zu einem Bauernhaus umgebaute Dorfkelter des 17. Jahrhunderts dazu. Das für die Geschichte des Weinbaus wenig ausgewertete Kartenwerk von Andreas Kieser (1680 bis 1687) zeigt die in weitem Bogen sich östlich und nördlich an den Hängen ausbreitenden Weinberge, die heute mit Obstbäumen bewachsen und vergrast sind. Auch der Spitzname der Unterurbacher als „Hoobekrätzer“ (vom Haumesser des Wengerters, der Hoobe), der älter sein dürfte als die Bezeichnung „Schnitz-Fetzer“ deutet auf den einst beherrschenden Weinbau hin. Hatte doch sogar der Widdumshof in Oberurbach, dessen Wohnhaus von 1528 noch Bohlenständerwände und eine gewölbte geträmmte Decke besitzt, ein eigenes Kellerhaus (Mühlstraße 33) neben der Scheuer und dem Schafhaus.

Aus den abgegangenen Keltern vermögen wir übrigens gute Rückschlüsse auf die einstige Ausdehnung des Weinbaugebietes zu ziehen. Keltern befanden sich in Weiler, Beilstein, Plüderhausen, Rudersberg, Unterschlechtbach, Necklinsberg, Hößlinswart (1749 neu gebaut), Miedelsbach, Ödernhardt, Steinenberg (heute Fabrik), Oberndorf, Klaffenbach, Oppelsbohm und vor allem in Schorndorf (nicht weniger als neun). Die Kiesersche Karte hilft uns das Weinbaugebiet weiter abzugrenzen: Asperglen, Oberschlechtbach, Zumhof, Waldenstein, Waldhausen, Rommelshausen, Oschelbronn, Krehwinkel, Kottweil, Rettersberg, also auch zum Teil in den Berglen gelegene Orte, gehören hinein. Mancherorts weist die Bemerkung „wüst Weinberg“ auf bereits damals öd liegende Weinberge hin.

Andere Keltern stehen noch, sind aber längst außer Betrieb, so in *Winterbach* eine Kelter der Zeit um 1800, während die Waasenkelter von 1692 und die Kelter mitten im Ort abgingen (die Kiesersche Karte zeigt noch Weinberge östlich des Engelbergs und westlich am Hang, sowie nördlich über dem Tal). Auch in Rohrbronn, Haubersbronn (1749), Schornbach, Steinreinach, Hebsack (1755), Lindental (1783), Streich (1786), Miedelsbach, Geradstetten (zwei), Grunbach (drei, eine von 1722) sind alte Keltern auf uns gekommen, die zum Teil noch benützt werden. Andernorts haben die neuen Keltern der Genossenschaften die alten erübrigt, die infolgedessen meist abgebrochen wurden. *Groscheppach* hat eine Kelter von 1929/30, dazu die in Gundelsbach von 1934; diese ersetzen die ehemaligen fünf Keltern unter der Buchhalden (drei Bäume), in der Ketschhalden (drei Bäume), die Berg- oder Beerkelter (drei Bäume), die Haurenkelter (drei Bäume) und die Klingenkelter (zwei Bäume). Auch in *Schnait* erbaute man 1934 eine neue Kelter; es besaß einst vier Keltern, nämlich die alte und die neue Brenkelkelter mit je zwei Bäumen, die Steighaukelter mit drei Bäumen und die Schenkenkelter mit drei Bäumen. Die neue Kelter von 1928 in *Strümpfelbach* trat an die Stelle der Nonnenbergkelter, während die Streitberg- oder Bittelwiesenkelter heute noch – außer Betrieb – steht; abgegangen ist die Altenbergkelter. *Korb* besaß, bevor die Genossenschaftskelter 1930 erbaut wurde, eine Kelter in der Winnender Straße aus dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts, die noch steht, ferner früher eine Kelter in der verlängerten Kirchstraße (heute Bauernhaus), zwei weitere standen ehemals in Hohenreusch. In *Fellbach* trat die Genossenschaftskelter von 1940 an die Stelle der Dorfkelter; die Gemeindekelter von 1906 und die Dietbachkelter, diese mit angebautem



Baufaufnahme des Kammschen Hauses in Strümpfelbach, Seitenansicht (Architekt O. Scheidgen)

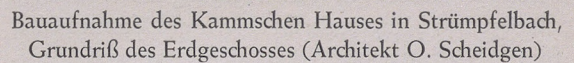
Zehnthäuslein, sind ebenfalls erhalten (drei weitere Keltern verzeichnet die Kiesersche Karte). In *Stetten*, das seit 1931 eine neue Gemeinschaftskelter hat, steht noch heute im Goldbergle die Glockenkelter von 1786, dabei ein ehemaliges Zehnthäuslein für den Zehntwein – das Zehnthäuslein für die Ausmärker, das heißt in diesem Fall die Rommelshausener Markgenossen. Abgegangen sind hier die Hohe Kelter, die Lindenhaldenkelter, die Hardtkelter, deren Zehnthäuslein das heutige Feldhäuslein an der Katzenstraße ist. Die neue Kelter in *Beutelsbach* trat an die Stelle der 1949 abgebrochenen äußeren Kelter und ersetzte auch die Kelter von 1770/71. (deren Kelterbaum war auf 1707 bezeichnet).

Alle diese Keltern bestimmten vor Zeiten das Orts- und Landschaftsbild. Mit ihren Walmdächern, das heißt den vierseitig abgeschrägten, fast bis zum Boden herabgezogenen Dächern, ragten sie und ragen sie

noch wie kleine Weinberge aus den Häusern und Halden. Ihre Wände sind entweder gemauert oder in Fachwerk, das manchmal nicht gefüllt, sondern nur verlattet wird, errichtet. Das Innere überwältigt durch die Weite der hoch gesprengten Dachstühle und die kräftigen Hölzer von großer Leibesmacht, die die Räume weit entfernt erscheinen lassen von jeder Kopfarchitektur.

Kann es wundernehmen, daß eine so große und das Leben des Menschen weithin bestimmende Sache, wie die des Weinbaus, auch das Haus bis in Einzelheiten geformt hat? Wird doch das Wohnen des Bauern kaum durch persönliche Bedürfnisse geordnet, sondern durch sein Leben als Bauer, als das Land Bauender und damit letzten Endes durch das Land selbst. Es ist um bodenständiges Bauen eine sehr einfache und nüchterne Sache. Mit Gewolltheiten und Absichtlichkeit hatte dies nie etwas zu tun. Und zwar

Schlagend ist ein Vergleich zwischen Endersbach und Strümpfelbach. Beide Dörfer liegen nur wenige Kilometer voneinander entfernt. *Endersbach* gehört zu denjenigen Ackerbaudörfern, die wir in der Gäulandschaft bis hin ins nahe Schmidener Feld finden; das heißt wir treffen hier das Gehöft an, daneben übrigens auch etliche kleinbäuerliche Einheitshäuser in der späteren Form des mit der Traufe der Straße zu gekehrten Hauses, in dem sich alle Türen in der Traufseite befinden und das man deshalb als Trauf-Einheitshaus bezeichnen könnte, im Gegensatz zum älteren, in Endersbach in einem Fall noch nachzuweisenden Giebel-Einheitshaus, in dem alle Türen, zudem meist in einer Öffnung, dem Scheunentor, vereint in der Giebelseite liegen. Eine Abart dieses letzten giebelseitig aufgeschlossenen Hauses ist übrigens das Schorndorfer Ackerbürger- und Weingärtnerhaus. Freilich zeigt die auffallende Betonung des Kellertors und die Größe der Keller in Endersbach an, daß wir es mit einer auch Weinbau treibenden Gemeinde zu tun haben. Außer der erstmals 1455 erbauten (Jahreszahl noch vorhanden) Oberen Mühle und der Unteren Mühle von 1614 liegt in den Happenhalden die 1931 erweiterte Kelter von 1827. Ähnliches gilt für Fellbach, dessen Gehöfte das Weingärtnerhaus mit der Hofanlage verbinden. Ebenso hat sich in etlichen Orten des Rems- und Wieslauftales aus der Verbindung des Weinbaus mit der Ackerwirtschaft, zum Teil auch der Weidwirtschaft, eine mehr offene Hofanlage gebildet, so in Großheppach (1617), Geradstetten (zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts), Mittelschlechtbach, Klaffenbach. Mitunter finden wir auch, sei es giebelseitig oder traufseitig aufgeschlossene, Einheitshäuser, in denen das betonte Kellertor den nebenher betriebenen Weinbau verrät. So etwa be-



Ganz anders *Strümpfelbach*. Natürlich wirtschaftete auch hier der Weingärtner auf eigenen Bedarf. Aber bis in das 19. Jahrhundert hinein befand sich auf der Strümpfelbacher Markung kein einziger Acker; ebenso waren um 1800 nur wenige Gespanne Kühe vorhanden. Zwar bietet Anwesen Nr. 43 das Beispiel einer älteren Hofanlage und Nr. 42 ist ein Einheitshaus mit dem Keller über der Straße; auch finden sich sonst alte „Heuladen“. Davon abgesehen aber finden wir fast ausschließlich nur unvermischte Weingärtnerhäuser, von deren Bild wir allerdings die jüngeren

und jüngsten Scheueran- und -zubauten abstreichen müssen. Das Weingärtnerhaus ist vor allem ein Giebel-Einheitshaus, in dem an der Stelle des bäuerlichen Scheuentors das Kellertor sitzt. Die Schwenkung der Firstlinie zum Traufhaus hin hat das Weingärtnerhaus nicht mitgemacht. Der Grund hierfür liegt nahe: die langgestreckten tiefen Keller und die am besten durch die Stirnseite der Keller zu brechenden Staffeln geboten eine giebelseitige Erschließung. Auch die gedrängte Lage am Hang war einer Schwenkung des Firstes nicht günstig. Im übrigen übernahm man bei einem Neubau doch wohl den alten Keller. Damit sind wir bei dem Raum angelangt, der die Bodengestalt, den Grundriß des Weingärtnerhauses vorzüglich bestimmt, dem Keller, oder – wie dieser im Volksmund heißt – dem Kern (Khärn), der aus einem Vorkern und dem eigentlichen, tiefer liegenden und stets tonnengewölbten Hauptkern besteht. Das meist in der Giebelseite gelegene rundbogige Kellertor kennzeichnet dieses Kellerhaus schon von weitem. Ein sehr altes Beispiel eines solchen Kellertor-Giebel-Einheitshauses steht in Korb, Neustädter Straße 20, von 1554; der Hauseingang zu dem mit einer Wickeldecke versehenen Ern befindet sich auf der Langseite. Noch heute können wir an den so und ähnlich geformten Häusern den ehemaligen Weingärtnerlandschaften nachgehen. Wir finden sie etwa in Mittelschlechtbach mit Nr. 27 aus dem 17. Jahrhundert (die hier vorhandene Scheuer bildete ehemals das Nachbarhaus), Miedelsbach, Schornbach, Oberurbach, das indessen auch Ackerbaumischformen zeigt, während zum Beispiel Winterbach mit seinen bäuerlichen Trauf-Einheitshäusern und einem einzigen, heute verbauten Gehöft den frühen Abgang der Weinberge anzeigt. Das Hauptvorkommen der erwähnten Hausform ist selbstverständlich in den heute noch überwiegend Weinbau treibenden Gemeinden Beinstein (von 1552, 1592, 1601), Beutelsbach, Steinreinach, Schnait, Stetten, Strümpfelbach (fast alle aus dem späten 16. Jahrhundert).

In etlichen älteren Weingärtnerhäusern führt das Rundbogentor der Giebelseite in den „Vorkern“ von platzartiger Breite und Tiefe. Dort steht noch heute die Spindelpresse für den Most; vielleicht standen an deren Stelle hier ursprünglich kleine Keltern, worauf auch die verhältnismäßig große Höhe des gemauerten Erdgeschosses hindeuten könnte. Ein Musterbeispiel ist ein auf 1594 bezeichnetes Haus in Strümpfelbach. Der Grundriß zeigt folgende Erdgeschoßaufteilung: zunächst der Giebelseite liegt eine Halle mit einer flachen geträmmten Decke (das heißt Balkendecke) über zwei Holzpfählern, von der aus ein

zweites inneres Tor in den tonnengewölbten Keller, ferner eine Treppe, die mittels einer Türe längsseitig aufgeschlossen ist, in den Oberstock führt. Hinter der anderen Langseite liegen die kleinen Ställe. Ganz ähnlich ist der Grundriß des ebenfalls noch in das 16. Jahrhundert gehörenden Hauses Kirchstraße 18 in Korb. In der Langgasse 20 in Stetten werden Kellertor und der 1663 bezeichnete Eingang ins Haus giebelseitig nebeneinandergesetzt, wobei eine 1593 bezeichnete Türe von der sehr weiten Eingangshalle aus in den Keller führt; die Scheuer der hinteren Giebelseite stammt auch hier aus neuerer Zeit.

Über den Aufriß des Weingärtnerhauses, seine Höhengestalt, etwas zu sagen, erübrigt sich fast. Er hat das Weingärtnerhaus allenthalben bekannt gemacht. Über dem stets gemauerten Erdgeschoß erheben sich das Obergeschoß und die Giebelgeschosse in unverputztem Fachwerk mit zum Teil alten geschlierten, das heißt aus lehmverpatschtem Flechtwerk bestehenden Füllungen. An diesem Fachwerk hat sich eine reiche, der natürlichen Fruchtbarkeit des Landes gleichkommende Bildekraft ausgelebt. Zwar wird die architektonisch konstruktive Form nicht ornamental aufgelöst. Aber die Schwellen der vorkragenden Stockwerke werden reich profiliert, die Knaggen und Biegen geschweift geschnitzt. Im übrigen darf jene Bildekraft nicht frei schalten und walten, sondern muß sich bestimmten überkommenen Formen fügen, die meist mit heidnisch religiösen Vorstellungen zusammenhängen (gleichschenkliges Kreuz, Rad, Kreis, Rosette, Flecht- und Wellenband, Palmette, Zopf). Bezeichnend ist ein Haus von 1587 in Strümpfelbach, das im Giebel außer einer Rosette und einer die Giebelverdachung tragenden zwiebärtigen Konsolfigur sechs radweise gesetzte Hämmer zeigt.

Über die Ausstattung der Häuser hat M. Lohß im Heimatbuch 1950 für Schorndorf und Umgebung Ausführliches gesagt.

Gutes Bauen hat Unschuld, das heißt, es ist in einer sehr einfachen unbewußten Weise durch den Menschen und seine Lebensinhalte bestimmt. Daß diese Inhalte der eigentlichen Berufung des Menschen so nahekommen, die Erde zu bauen, wie dies auch die Herkunft des Wortes Kultur von colere = hegen, pflegen, bauen, bebauen andeutet, und die schöpferischen Kräfte des Menschen sich mit denen der Schöpfung selbst so spürbar durchdringen, dies macht die Bauformen der Weinberglandschaft jedem schärfer Zusehenden und tiefer Schauenden stets eindrucksvoll und wird ihm immer ein Erlebnis vermitteln, das als bildende Kraft in seinem Leben weiterwirkt.

St. Urban Patron der Weingärtner

Von
Albert Walzer



1. Urbansritt in Nürnberg. Aquarell des 16. Jahrhunderts. Germanisches Museum Nürnberg

Drei Heilige namens Urban werden als Patrone der Reben, der Weinberghüter und der Weingärtner bezeichnet. Unter ihnen dürfte der heilige Mönch dieses Namens erst durch ein Gedicht Fr. Kinds (Legenden, 1848, II, 496) zu dieser Ehre gekommen sein. Jedenfalls gibt es aus dem Mittelalter keinen schriftlichen Beleg für ein solches Patronat. Auch die aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammende Figur eines heiligen Zisterziensermonchs mit einem Rebstock als Attribut und einem Stab mit aufgesetzter Traube, die 1894 aus Tullau, Kreis Schwäbisch Hall, in den Besitz des Württembergischen Landesmuseums gekommen ist, dürfte dafür kein Beweis sein. Diese Attribute sind offensichtlich ergänzt. Außerdem wird der fragliche Urban auch nicht in den Heiligenlisten des Zisterzienserordens geführt.

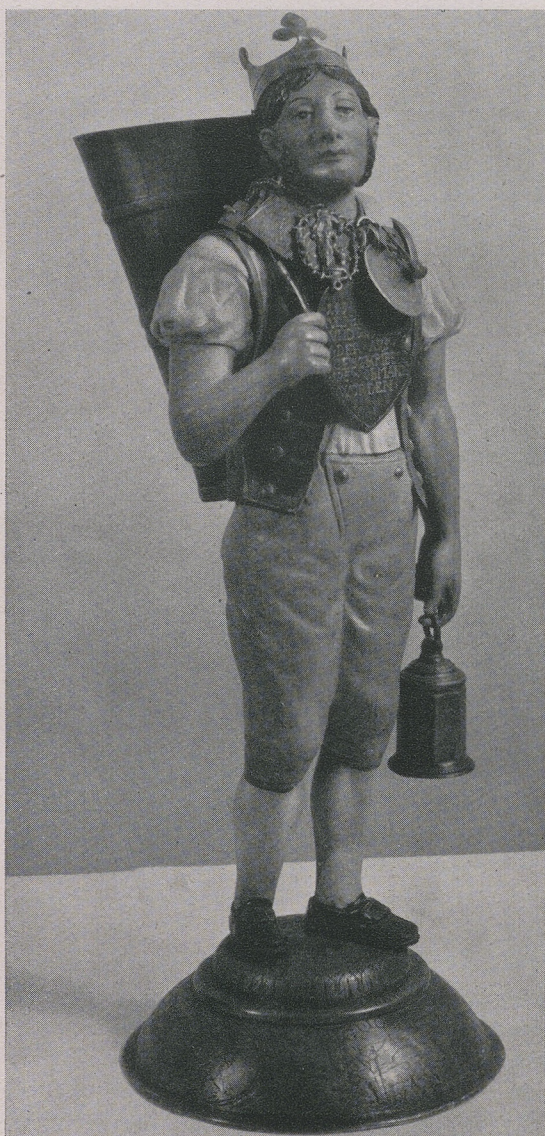
Von Bedeutung sind die beiden anderen: Der Bischof Urban von Langres (5. Jahrhundert), der deswegen zum Patron des Weinbaues in Frankreich wurde, weil er sich der Legende nach in Zeiten der Verfolgung in einem Weinberg verborgen haben soll, und der Papst Urban I., der 230 den Martertod erlitt, bei dem die Begründung dieses Patronats allerdings wesentlich gesuchter wirkt. Er soll es nämlich deswegen erhalten haben, weil er nach dem *liber pontificalis* dafür Sorge getragen hatte, daß die Meßkelche, in die der in das

Blut Christi zu verwandelnde Wein kommt, aus möglichst kostbarem Material gemacht werden. Heute wird allgemein angenommen, daß er nur deswegen zu dieser Schirmherrschaft kam, weil sein Gedächtnistag, der 25. Mai, bei uns bereits in die Blütezeit der Reben fällt. Jedenfalls ist dieser Tag schon im 13. Jahrhundert in Deutschland ein bedeutsamer Stichtag für die Weingärtner gewesen. Im Sachsen-spiegel heißt es nämlich (2. Buch, Art. 58): „In sente urbans dage sin wingarden und bomgarden tegeden verdenet.“ Nach dem damaligen Recht wurde nämlich derjenige, der einen Acker bestellt hatte, von einem gewissen Tag an Eigentümer der Frucht, auch wenn ihm der Acker selber nicht gehörte. Auch bei den Weingärtnern war das so. Für die Winzer trat nach dem angeführten Satz das Eigentumsrecht auf den Ertrag am Urbanstag, also am 25. Mai, in Kraft. So war ihnen St. Urban von vornherein ein wichtiger Heiliger. Und da sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht wissen konnten, wie die Ernte ausfallen wird, lag es nahe, daß sie ihn dann auch um seinen Schutz für das weitere Gedeihen der Reben baten. Dabei ist es sehr wohl möglich, daß die Wahl eines Stichtages in der Blütezeit der Reben deswegen auf den Tag dieses Papstes gefallen ist, weil der andere Urban und Patron der Weingärtner, der Bischof von Langres, an

einem Tag gefeiert wurde, der für sie ungeschickt lag, nämlich am 23. Januar.

Man ist sogar schon weitergegangen und hat behauptet, dem Bischof Urban von Langres sei auch nur deswegen dieses Patronat zugekommen, weil an seinem Gedächtnistag der heilige Dionys geboren sei und der Name Dionys an den griechischen Weingott erinnert habe. Aber dann hätte doch eigentlich dieser Heilige Weinpatron werden müssen, und das ist nicht der Fall, also dürfte eine solche Ableitung illusorisch sein.

Für den Tag des päpstlichen Schutzpatrons, also für den 25. Mai, sind höchst eigenartige Bräuche der



2. „Urbänle“. Willkommpokal der Schorndorfer Weingärtnerzunft, nach 1783. Im Besitz des Württ. Landesmuseums Stuttgart

Weingärtner überliefert. In einer „Papistenbuech oder Chronik, vast lustig und auch nützlich zu lesen“ betitelten Handschrift des 16. Jahrhunderts heißt es: „St. Urban ist um pfingsten fewr darvor der Weinhäcker heilig, den werffen sye jemmerlich in das kott oder dreck, so es an seinem tag regnet, ist es aber schön, so tragen sie ihn gen Wein in das Wirtshaus, setzen hinder den tisch, behenken ihn mit Weinreben und vertrinkhen ihn, bringen ihn oft ein trunk und halten es von seinetwegen.“ Nach einer Mitteilung aus der „Daemonomania“ des Bodinus wird die Figur im Wirthaus außerdem noch „mit soviel gutt-rufen, angstern“ (also Flaschen) „und gläsern weins behenkt als bauern hinter den tisch sitzen“. In diesen Berichten fällt zweierlei auf: einmal, daß man die Urbansfigur und damit den Heiligen selber bestraft, wenn an seinem Tag die Blüte verregnet wird und die Aussicht auf eine gute Ernte damit von vornherein schlecht ist, während er, wenn das Wetter günstig ist, belohnt wird. Und zweitens, daß diese Belohnung in Weinopfern besteht, die der Figur in Flaschen und Gläsern umgehängt oder auch durch Zutrinken geleistet werden. Nach Berichten in den ersten Jahrgängen des „Journals von und für Deutschland“ (1784, 1785) zogen am gleichen Tag die Kinder der Weingärtner mit einer reben- und blumengeschmückten Puppe, dem „Urbe“, Gaben heischend vor die Häuser der Wohlhabenden. Bei schlechtem Wetter warfen sie den „Urbe“ in den Marktbrunnen, damit er dort Wasser statt Wein saufe. Im Badischen wurden ähnliche Umzüge 1788 verboten. In Nürnberg fanden wenigstens bis ins 17. Jahrhundert am 25. Mai Umritte statt, bei denen Urban von einem Mann dargestellt wurde (Abb. 1). Auch der wurde bei schlechtem Wetter zu guter Letzt in einen Wasser-trog geworfen.

War es aber von Anfang an nur als Strafe gedacht, wenn der Heilige ins Wasser getaucht wurde? In Sargans wird die Urbanfigur jeden 25. Mai in den Brunnen gesenkt. Und verschiedentlich wird sie nicht nur mit Weinflaschen behängt, sondern auch mit Wein begossen. Wenn an der Fasnet in Sigmaringen die jungen Ehemänner in den Brunnen geworfen wurden, sollte das ursprünglich sicher ein Fruchtbarkeitszauber sein. Auch in der Antike war die lavatio bestimmter Götterfiguren im Frühjahr eine Fruchtbarkeitsbeschwörung. Möglicherweise wollte man also mit der Wein- oder Wassertaufe des heiligen Urban zunächst für ein gutes Weinjahr sorgen, verstand aber schließlich diesen Sinn nicht mehr und machte so eine Strafe für den Heiligen daraus.

Jedenfalls hat der Nürnberger Urbansritt noch zwei



Fries mit Darstellungen aus dem zeitgenössischen Weingärtner- und Bauernleben von einer Glocke in Grunbach, gegossen von Christian Ludwig Neubert, Ludwigsburg, 1786. (Aufnahme Hilde Baumgärtner)

Begleiterscheinungen, die offensichtlich auf den Wunsch zurückgehen, damit das Gedeihen der Reben zu sichern und zu fördern. Nach den Nürnberger Curiositäten von Vulpus (Band IV, 1814) ging dem Weinpatron zur Seite eine Frau mit einem Korb auf dem Rücken, der mit Spiegelchen und Glaswaren gefüllt war, die der Darsteller Urbans teils verkaufte, teils verschenkte. Ein Spiegel bringt Glück; zerbricht der Spiegel, kommt Unglück. Spiegel sind vor allem aber auch ein Mittel, Dämonen, den bösen Blick und den schädlichen Einfluß von Hexen abzuwehren. Es gibt eine Fülle von Belegen für den Glauben, daß man mit Spiegeln Ungeheuer, Schlangen und so weiter abwehren kann. An der Brautkrone sind heute noch zahlreiche Spiegelchen angebracht, nicht so sehr als billiger Ersatz für funkelnde Diamanten, sondern um die junge Frau und ihre künftige Leibesfrucht vor schädlichen Einflüssen zu schützen. Wenn der Nürnberger Urban Spiegelchen verkauft und verschenkt, waren diese einmal Zeichen dafür, daß der Schutzpatron den Reben des einzelnen seinen Schutz und Segen angedeihen lassen will.

Dazu kommt die Tatsache, daß bei diesem Urbansritt ein mit Spiegelchen und Weinflaschen behängtes Bäumchen mitgeführt wurde (Abb. 1). Was sollte das bedeuten? Durch die Weinflaschen ist es ohne weiteres als der Lebensbaum charakterisiert, dessen Früchte der jung erhaltende, seligmachende Lebensrank und die Lebensspeise für die Götter sind. Der Lebensbaum ist aber gleichzeitig auch der Weltbaum, in dem die Gestirne hängen. Nach dem Alexanderroman kommt der Welteroberer auf seinem Zug nach Indien zu zwei Bäumen, auf denen die Sonne und der Mond hängen. Im Grimmschen Märchen „Der Mond“ holen sich die Bewohner eines Landes, das bisher finster war, die Mondleuchte aus einer riesigen Eiche. Die Spiegelchen in dem Baum dürften also die Himmelslichter bedeutet haben. Vielleicht

sollten sie vor allem die Sonne darstellen, die der Weingärtner zum Gedeihen seiner Reben so nötig braucht. Nach einer japanischen Darstellung wurde dort vor Beginn des Frühjahres in einer Prozession ein ähnlicher Baum mit Spiegelchen mitgeführt und dabei Lärm gemacht, um die Sonne aus ihrem Winterschlaf aufzuwecken. Im übrigen wurde auch bei der Saulgauer Fasnet der Lebensbaum als „Adamsbaum“ mit herumgetragen, und zwar waren es bezeichnenderweise die jung verheirateten Männer, die das tun mußten, so daß noch deutlich der Fruchtbarkeitszauber herauszuspüren ist.

Schließlich ist in diesem Zusammenhang noch das Gabenheischen zu erwähnen, das in Nürnberg sowohl wie nach den erwähnten Berichten im „Journal von und für Deutschland“ in Eßlingen, in Basel und im Badischen mit den Umzügen am Urbanstag verbunden war. In Nürnberg wurde Wein gespendet. Andernorts auch Geld. Den Ertrag vertrank man abends zusammen im Wirtshaus. Aber das war keine gewöhnliche Trinkerei, denn in Böhmen heißt es, je mehr Gaben zusammenkommen und je mehr getrunken und getanzt werden kann, desto höher wächst der Flachs. Das wird entsprechend übersetzt auch für das Trinken der Weingärtner am Abend des Urbanstages gegolten haben.

Bei solchen Gelegenheiten und bei ihren Zunftfesten benützten die Weingärtner einen Pokal, der in protestantischen Gegenden die Gestalt eines buttentragenden gekrönten Prinzen hatte (Abb. 2). Der Prinz wird allgemein als „s Urbänle“ bezeichnet. Man sieht ihn auch gelegentlich in Weinstuben abgebildet. Dabei gibt es nirgends eine Sage oder sonst eine Nachricht über diesen Urban. Offenbar ist er nur eine nachreformatorische Umbildung des päpstlichen Weinpatrons, die notwendig wurde, weil die Weingärtner auch später noch einen Urban haben wollten.

Wie sich diese Umwandlung vollzog, zeigt das Bild eines Umritts am Urbanstag in Nürnberg (Abb. 1). Der Mann zu Pferd, der den Heiligen darstellt, hat eine Kopfbedeckung, die noch so ungefähr wie eine päpstliche Tiara aussieht, aber nur zwei, keine drei Kronreifen mehr hat. Dabei trägt er statt einer langen weißen Albe ein kurzes schwarzes Wams mit schwarzen Beinkleidern. Und aus dem bis zu den Füßen reichenden, ärmellosen Pluviale ist ein kurzes, modisches Schultermäntelchen mit Ärmellöchern geworden, im großen und ganzen also ein Zivilist, bei dem sich nur noch aus der Kopfbedeckung die ursprüngliche Bedeutung erkennen läßt, obwohl ihre eigentliche Form auch nicht mehr streng eingehalten ist. Schließlich wird von den Dreien eine Krone übriggeblieben sein, dann war der Prinz fertig.

Wann die Butte dazukam, ist schwer zu sagen. Ob das aus dem 16. Jahrhundert stammende, holzgeschnitzte Buttenmännlein im Riedlinger Heimatmuseum schon als Urban anzusprechen ist, dürfte fraglich sein. Möglicherweise gab es schon früher solche Figuren. In den fürstlichen Kunst- und Raritätenkammern finden sich jedenfalls aus dem 16. und 17. Jahrhundert holzgeschnitzte, mit kostbaren Steinen verzierte Figuren von Männern und Frauen in meist reichlich bizarren Kleidern mit Buckelkrätzen und Butten aus Silber, die keinesfalls St. Urban darstellen sollen. Aber nachdem sich die Urbangestalt allmählich wie in Nürnberg vom Papst in einen Prinzen wandelte, werden solche Figürchen noch den letzten Anstoß zur Gestaltung dieser Urbanspoke gegeben haben. Möglicherweise ist es zu diesen gekrönten, mit Sicherheit als „Urbänle“ anzusprechenden Buttenmännchen erst im späten 18. Jahrhundert gekommen. Im 19. sind sie öfters anzutreffen. Ein schönes Beispiel aus Zinn besitzt das Württembergische Landesmuseum (Abb. 2). Im Schorndorfer Heimatmuseum ist sowohl ein solcher Pokal wie ein spätes Bild des buttentragenden Weinpatrons.

Christus in der Kelter

Die Rebe ist wie das Korn tief in das deutsche Volkstum gewachsen; dies nicht zuletzt durch die Bedeutung, welche nach christlicher Glaubensüberzeugung Wein und Brot im heiligen Mahl als Blut und Leib Christi zukommt. Kann es wundernehmen, daß der mittelalterliche Mensch für Wein und Brot in dieser Bedeutung zwei so sinnentfremdete und zugleich tiefsinnige Bilder schuf wie die Hostienmühle und Christus in der Kelter. Betrachten wir etwa in *Mundelsheim* im Chor der 1455 erstellten Friedhofskirche eine solche Hostienmühle, so sehen wir ein

mühlenartiges Gestell, in dessen Trichter der Vater den Sohn gibt, während seitlich Heilige die Mühle in Betrieb halten und unten die Hostien herausfallen; in *Eriskirch* erblicken wir Maria, wie sie das Kind in den Trichter schüttet, ein Hinweis darauf, daß die Darstellung der Hostienmühle ursprünglich als Sinnbild der Menschwerdung Christi gedacht war. Von ähnlicher schlagender Verständlichkeit, vor allem für ein Weinbau treibendes Volk, waren die Bilder Christi in der Kelter. Auf ihnen wird Christus gegeben, gebückt unter dem als Kreuz gebildeten Kelterbaum und im Kelterkasten stehend, während unten sein Blut herausströmt. Die älteste bekannte Darstellung dieser Art befindet sich in der 1108 erbauten Kirche von *Kleinkomburg*, leider wurde das Fresko 1882 bei seiner Freilegung stark übermalt. Auch hier steht Christus in einem als Trog gebildeten Kelterkasten, der unten auf vier Walzen ruht, zwischen zwei Balkenrahmen unter einem schweren Kelterbaum, der rechts in einer Spindel läuft. Durch die darüber befindliche Kreuzigung, auf der die Figur der „*Ecclesia*“ – im Gegensatz zu der abgewendeten „*Synagoge*“ – das Blut aus der Seitenwunde Christi auffängt, ist der Bezug der Kelterdarstellung auf die Passion, insbesondere den Kreuzestod Christi und die Erlösung durch sein Blut gegeben. Aus der Beinstellung könnte man schließen, daß unter seinen Füßen ursprünglich Trauben lagen, ähnlich wie dies auf einer Miniatur im „*Hortus deliciarum*“ der Herrad von Landsberg und einer Zeichnung nach einem Kanonbild aus einem Hildesheimer Missale zu sehen ist. Die erwähnte Miniatur lehrt uns diese Trauben richtig verstehen: sie sind die Leidensfrüchte des Lebens Christi, so wie die Trauben, die Paulus, Petrus und Stephanus seitlich in den Trog schütten, die Leidensfrüchte des Lebens der Heiligen andeuten, von denen eine große Schar, ebenfalls mit Körben voll Trauben, oben heranzieht. Der Saft, gekeltert aus diesen Früchten, ist es, den der Beschauer als Inbegriff des stellvertretenden Leidens und der Vergebung der Sünden erfahren soll.

Man hat die Tatsache, daß Christus diese Trauben tritt, auf die Stellen der Heiligen Schrift gedeutet, in denen Christus als der göttliche Keltertreter gefeiert wird, der seine Feinde unter den Füßen zertritt (vgl. Jesaja 63, Off. 14, 18–20 und 19, 15–16). Zwar begegnen wir dieser Auffassung in Hymnen und Liedern des von der herrscherlichen Majestät des Christkönigtums durchdrungenen frühen Mittelalters (man vergleiche die Triumphbogenkreuze!). In der bildenden Kunst jedoch will sich kein eindeutiges Beispiel aus dieser Zeit für eine ähnliche Vorstellung finden. Erst in später Zeit begegnet uns eine – bis heute wenig beachtete – entsprechende Darstellung, die infolge der Beischrift „Ich habe sie gekälttert in meinem Zorn und zertreten in meinem Grimm“ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Es ist dies das in Öl auf Leinwand gemalte Blatt von Joh. Seb. König in der 1698 gesetzten Gedenktafel für Konrad Widerholt in der Stadtkirche *Kirchheim/Teck*. Bei genauerem Zusehen nämlich können wir



Christus in der Kelter. Kleinkomburg. Wandbild um 1108, 1882 erneuert. (Aufnahme Hilde Baumgärtner)

feststellen, daß die Kelter, in der Christus unter dem Kreuzeskelterbaum steht, über einem Berg von Leichen und Totengebeinen, der als eine riesige Schädelstätte den Sinn des Wortes Golgatha erweitert, errichtet ist, und dies inmitten eines Meeres von Völkern, aus dem links Adam und Eva, Moses und David, in der Mitte Maria Magdalena, rechts Johannes der Täufer, zwei Apostel und der Schächer am Kreuz hervorrangen. So gibt dieses Bild in einer protestantisch anmutenden Lehrhaftigkeit (der Maler dürfte von Theologen nicht unberaten gewesen sein) tatsächlich nicht nur den gekelten Christus, sondern auch die gekelte Menschheit, entsprechend dem Worte Pauli, daß alle in seinen Tod gegeben würden, auf daß auch sein Leben an ihnen offenbar würde. Das Bild

ist hierin zugleich ein zeitgeschichtliches Dokument: Befinden wir uns doch mit ihm in einem Zeitalter, das wie kaum ein vorangehendes erfüllt war von Kriegen und Kriegsgeschrei, dazu kamen schwere Seuchen wie die Pest. Kurz zuvor, 1690, war Kirchheim ganz abgebrannt. So waren die apokalyptischen Reiter auch über diese Stadt hinweggebraust. Daß aber der letzte Sinn solchen Geschehens ein versöhnlicher und alles Gericht durch die Gnade übergreifen wird, dies will auch die Tatsache andeuten, daß auf dem Kirchheimer Bild Christus mit der Heilsfahne gegeben wird, wie er auf seine Seitenwunde weisend, sich mit weitoffener Bewegung an die Völker wendet, recht als wolle er sie damit trösten, daß er der erste Gekelte sei.

Adolf Schahl

Anno 1857.

Darum so gut und gesagter
Ist ganz gesund. Das ist der älteste
Man nicht so sehr gut. Der Bräutigam
ist im Anfang des Laufes gesund
Der im April hat die Wägen schon ange-
fangen und die Löffel Läden haben zu
Laden angefangen. und finden im März
sind schon Löffel Wägen geladen worden

Der Wägen ist bester
ist gesund das er seit 1846. nicht
mehr so gut gesund ist.

Es ist im Januar oder im März
10. bis 12. Januar Wein gegeben besonders
im den Löffel Läden. Der Wein hat
anfangs gekostet 20 f. hat aber aufgestie-
gen bis auf 30 f. Die Witterung hat sich
im Herbst noch so gut gehalten das
wir meinten wir sagen noch mehr
im Winter. Das Geld hat man im
Jahr. Ist zur rechten Zeit besänftigt
gibt Gott das es möge den Menschen
auf zum Dank gegen Gott. Dieser
Ist ganz und gefallen sein.

VON KÖSTLICHEN UND SAUREN JAHRGÄNGEN

„Anno 1857 war ein so guter und gesegneter Jahrgang gewesen, daß es der älteste Mann nicht so erlebt hat“ heißt es im Haus- und Schreibbuch des Weingärtners Hezel aus Endersbach, aus dem wir durch das freundliche Entgegenkommen des Herrn Paul Hekeler in Endersbach nebenstehend eine Seite nach dem Original wiedergeben können. Daß solche Hausbücher nach altem Brauch von unseren schwäbischen Bauern und Weingärtnern bis in die neueste Zeit geführt werden, zeigt das Beispiel des Johann Bauer in Endersbach, der zum Jahr 1933 schreibt: „Der Juni war vom 10. an immer regnerisch und es gab ein schlechtes Heu. Den 1. Juli haben wir das letzte Heu eingebracht, von da an wurde es gut Wetter, das den Weinbergen, da die Traubenblüte dann erst einsetzte, sehr erwünscht war. Die Trauben blieben alle gesund, überhaupt Trollinger gaben wieder am meisten, alle gut reif. In der Ebereite hat es wieder am meisten gegeben, das Wetzsteinle hat gegeben $5\frac{1}{2}$, die Klinge $2\frac{1}{2}$, zusammen 8 Butten. 1 Eimer 30 Liter eingelegt. Der Eimer galt 280–295 Mark.“

Auf dem Rathaus in Großbottwar befinden sich zwei Tafeln, die einen Überblick über Güte und z. T. auch Menge sowie Preis der einzelnen Jahrgänge des Weines von 1600 bis zur Gegenwart geben. Für das 17.–18. Jahrhundert stützen sie sich größtenteils auf alte Tabellenwerke, in denen der Jahresdurchschnitt für das Herzogtum Württemberg errechnet ist. Für das 19. Jahrhundert und später scheinen die Verhältnisse in Großbottwar zugrunde gelegt worden zu sein. Nur wenige Jahrgänge sind nicht ausgefüllt oder schlecht leserlich.

Die am meisten verwendete Gütebezeichnung ist „mittelmäßig“. An diesen Ausdruck schließen sich nach oben die Bestimmungen „gut“, „sehr gut“, „gar gut“, „köstlich“, „ausbündig“, nach unten „sauer“ oder „gering“, „sehr sauer“, „gar sauer“.

Als „gut“ werden insgesamt rund 86 Jahrgänge bezeichnet, wobei viele anscheinend mengenmäßig dürftig ausfielen. Der Ausdruck „gut und viel“, den wir z. B. für 1629 angegeben finden, ist selten. „Sehr gut“ waren nur etwa zehn Jahrgänge, nämlich 1615, 1760, 1783, 1811, 1822, 1857, 1904, 1934, 1947. Mit „gar gut“ werden angeschrieben die Jahrgänge 1631, 1660 und 1681. „Köstlich“ waren die Weine von 1610, 1846 und 1865. „Ausbündig“ war nur ein Jahrgang: 1605.

Mit „sauer“ oder „gering“ finden wir rund 41 Jahrgänge eingetragen, dazu kommen aber etwa 35 Jahrgänge, für die wir die Worte „gering und wenig“ finden. „Sehr sauer“ waren die Jahrgänge 1613, 1805, 1809 und 1820; bei dem Jahr 1805 steht geschrieben: „Viele Trauben wurden nicht reif“. Mit „gar sauer“ versehen sind die

Jahrgänge 1617, 1628, 1675. 1688 gab es „gar wenig“, 1740 wegen Frostes ebenfalls wenig. Mehrere Mißjahre waren 1813 bis 1820, die mit folgenden Bezeichnungen versehen sind: gering, gering, gering, „gieng keine Kelter“. Auch die Jahre 1877 bis 1891 brachten durchweg unterdurchschnittliche Herbste, von denen die Jahre 1879 bis 1883 besonders schlecht waren (sauer und wenig).

Die angegebenen Weinpreise, die sich auf den Eimer beziehen, müssen mit Vorsicht aufgenommen werden. Sie weisen große Schwankungen auf, die durch die wechselnde Güte und Menge des Weines, sowie die Größe der Nachfrage verursacht wurden. Auch ist zu berücksichtigen, daß die Kaufkraft des Geldes durch den allgemein sinkenden Münzwert, bzw. die Münzverschlechterung beeinträchtigt wurde. Das Jahr 1623 hat zudem in der sogenannten ersten Kipperzeit eine ausgesprochene Inflation gebracht; die zweite Kipperzeit in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts konnte sich in der durch den Unterhalt der Heeresmassen bedingten Herausgabe von geringwertigem Kleingeld nicht genügen. Auf welcher Grundlage sollen wir die Kaufkraft des Geldes von damals in heutige Wertverhältnisse umrechnen? Selbst die Umrechnung auf der Grundlage der Preise und Löhne könnte nur höchst ungefähre Annäherungswerte ergeben. Wir stellen im folgenden andeutungsweise neben die Weinpreise einzelner Jahrgänge gleichzeitige Löhne von Handwerkern zum Vergleich.

1619 kostete ein Eimer mittelmäßigen Weines 7 Gulden (1 Gulden = 60 Kreuzer). Der durchschnittliche Tagelohn eines Maurergesellen betrug in diesem Jahr 15 Kreuzer (heutiger Bruttolohn DM 1,79 in der Stunde).

1678 ist der Durchschnittspreis im Herzogtum Württemberg für einen Eimer 6 Gulden 50 Kreuzer bei mittelmäßiger Güte. Im gleichen Jahr erhielt beispielsweise der Maurer Jakob Bein in Eggmannsried einen Tagelohn von $20\frac{1}{2}$ Kreuzern, der dem Durchschnittstagelohn der Zeit entsprach.

1768 stellte sich ein Eimer Weines gleicher Güte auf 11 Gulden 20 Kreuzer; ebenfalls 1768 erhält der Maurermeister, der an der Kirchenerneuerung von Maitis arbeitete, 30 Kreuzer Tagelohn, sein Geselle 24 Kreuzer. 1756 ist der Erlös für einen Eimer mittelmäßigen Weines 9 Gulden; im gleichen Jahr erhält der Maurer Enderlen bei der Erneuerung des Pfarrhauses auf dem Lotenberg 26 Kreuzer Tagelohn, sein Geselle 22 Kreuzer.

1789 endlich erhält der Maurermeister Johann Gerstenbrand beim Schulhausumbau in Albershausen 28 Kreuzer Tagelohn, sein Geselle 26 Kreuzer; die Eimerpreise des Weins in den vorangegangenen Jahren hatten etwa 12 Gulden betragen, gehen aber ab 1789 stark in die Höhe.

Untergegangene Wälder der Vorzeit im Donautal bei Ulm

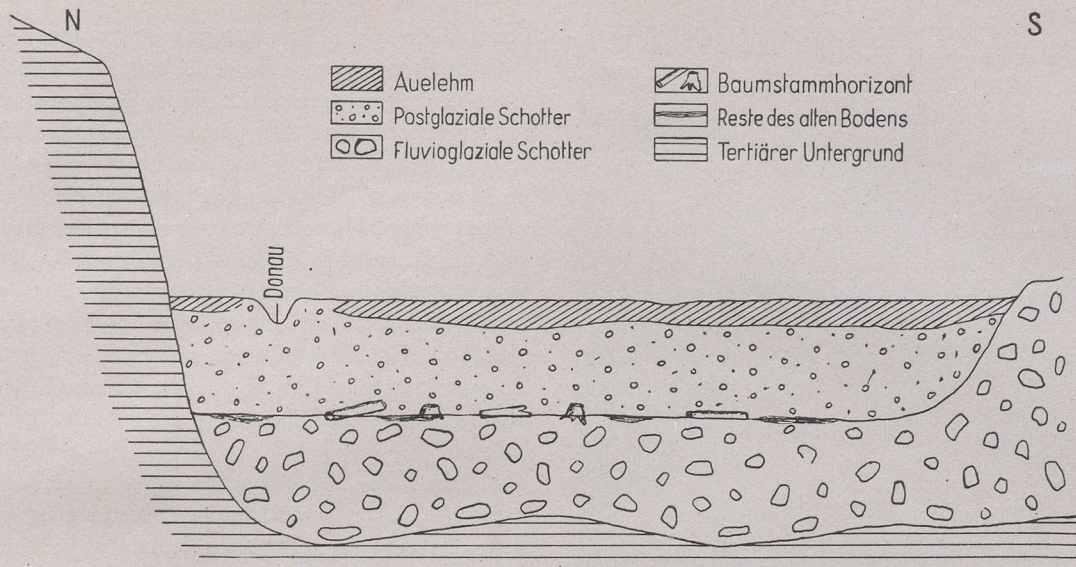
VON PAUL GROSCHOPF UND RUDOLF HAUFF

Die Funde und ihr Alter

Die Kiesgruben in den Donauauen unterhalb von Ulm interessieren den Geologen meist nicht allzu sehr. Es sind junge Schotter, die unter einer Decke von Auelehm liegen. Nach ihrer Zusammensetzung stammt der größte Teil von der Iller, und nur wenige Jurakalke zeugen davon, daß auch die Donau zur Aufschotterung beigetragen hat. Bei genauerem Zusehen findet man im obersten Teil der Kiesgrubenwand gelegentlich einen abgerollten Ziegelstein. In der Nähe der Stadt sind diese Brocken häufiger, flußabwärts werden sie bald seltener und in Form und Größe kaum von den übrigen Schottern zu unterscheiden, so gerundet wurden sie auf der kurzen Transportstrecke. Geht man in den Kiesgruben etwas mehr in die Tiefe, so entdeckt man an der einen und anderen Stelle einen Baumstamm im Kies vergraben, und von den Arbeitern dort erfährt man, daß dies gar keine Seltenheit ist. Alle Stämme liegen ziemlich übereinstimmend in der gleichen Tiefe zwischen vier und fünf Meter unter der Oberfläche. Mit Dr. *Graul*, der die Ablagerungen des Illerschwemmkegels untersuchte, bin ich dieser Sache genauer nachgegangen, und dabei stellte sich heraus, daß schon im Illertal, etwa zehn Kilometer oberhalb Ulm (Senden), diese nicht immer zu Recht so benannten „Wassereichen“ (weil sie im Grundwasser liegen) zu finden sind. Auch dort liegen sie in vier bis fünf Meter Tiefe. Von hier aus illerabwärts bis Ulm, und dann donauabwärts bis in die Gegend von Günzburg, bot sich in jeder tief genug aufgeschlossenen Kiesgrube, oder auch Baugrube, das gleiche Bild (Abb. 1). Nicht nur Stämme finden sich in dieser Tiefe, sondern auch reichlich Knochen, meist von Haustieren, wobei das Rind vorherrscht. Von Interesse wäre es, nun zu erfahren, in welcher historischen oder vorgeschichtlichen Zeit die Bäume unter den Kies gekommen sind. Dies festzustellen war mit Hilfe der Pollenanalyse möglich, denn meist sind unmittelbar unter den Stämmen noch Reste des ehemaligen Bodens zu finden. Dieser Horizont besteht zum Teil aus stark humosem Auelehm, zum Teil aus Torf. In verschiedenen Torfproben ziemlich weit auseinanderliegender Kiesgruben fand ich aus-

reichend Baumpollen, um einen Vergleich mit anderen Pollendiagrammen vornehmen zu können. Dabei ergab sich, daß unsere Pollenspektren gut mit den jungsteinzeitlichen und bronzezeitlichen vom Federsee übereinstimmen. Die Bestimmung von zahlreichen Holzresten aus den Kiesgruben durch Dr. *Hauff* (siehe Seite 198) stimmt mit den pollenanalytischen Ergebnissen gut zusammen. Einige vorgeschichtliche Funde aus offensichtlich gleichaltrigen Schichten, zum Beispiel ein Bronzebeil, von dem ich von dem Besitzer der Sendener Kiesgrube erfuhr, ein Steinbeil aus der jüngsten Steinzeit und ein Bronzebeil von Ulm weisen in die gleiche Richtung. In großen Zügen dürfte also die Altersstellung zwischen 1000 und 1500 v. Chr. gesichert sein. Über die geologischen, morphologischen und klimatischen Folgerungen aus diesen Funden wird an anderer Stelle ausführlich berichtet, hier soll von einem außerordentlich seltenen Fund die Rede sein, der seine Erhaltung einer Reihe nicht alltäglicher Zufälle verdankt.

In der Kiesgrube des Herrn *Hornung* zwischen Burlafingen und Thalfingen, in der bis jetzt schon so viele Baumstämme ausgebaggert worden sind, daß man ohne Übertreibung von einem untergegangenen Wald sprechen kann, wurde neuerdings ein vier bis fünf Meter langer Stamm gefunden mitsamt dem Wurzelstumpf. Wie üblich lag auch dieser Baum horizontal in der bekannten Tiefe. Nur ganz wenig Stämme sind bis jetzt senkrecht, noch im Boden stehend, gefunden worden. Der Durchmesser dieses Stammes betrug über dem Wurzelansatz siebzig Zentimeter. Nach den Jahresringen, die teilweise einen sehr großen Zuwachs zeigen, war sein Alter nicht höher als sechzig Jahre. Nach der Form der Wurzeln war es zuerst zweifelhaft, ob es sich um eine Eiche handelt; die mikroskopische Bestimmung des Holzes (durch Dr. *Hauff*) ergab aber, daß es eine Stieleiche ist. Das besondere an diesem Stamm ist, daß er von beiden Seiten über dem Wurzelstock tiefe Einkerbungen zeigt, die unmöglich zufällig entstanden sein, oder von einem Tier herrühren können (Bild 2). An ihrem menschlichen Ursprung wird kaum gezweifelt werden können. Die Menschen, die diese Kerben anlegten, verwendeten noch keine Säge, und auch



1. Schematisches Profil durch das Donautal unterhalb von Ulm

ihre Axt muß noch ziemlich primitiv gewesen sein; denn man sieht, daß nur kleine Späne gelöst worden sind. Ob dies mit einer Stein- oder Bronzeaxt geschah, ist noch nicht entschieden. Bemerkenswert ist ferner, daß die eine Kerbe horizontal geführt war, während die andere schräg nach abwärts läuft (Bild 3). Einen anderen Zweck der Kerben, als daß der Baum gefällt werden sollte, kann man sich nicht gut vorstellen, und zwar sollte er nach der Seite mit der schrägen Kerbe fallen. Daß die Menschen der jüngeren Stein- und der Bronzezeit Bäume gefällt haben, ist aus vielen Ausgrabungen bekannt. Wie sie dabei zu Werke gingen, war wohl bis jetzt noch eine offene Frage. Der Fund von Burlafingen gibt uns das erste Zeugnis davon.

Über die Frage, warum die damaligen Holzfäller ihr Werk nicht zu Ende geführt haben, kann man nur Vermutungen aussprechen. Es ist schon mit unseren heutigen Äxten eine mühselige Arbeit, einen starken Baum zu fällen, und mit den damaligen Werkzeugen wird es erst recht eine schwere Arbeit gewesen sein, bei aller handwerklichen Geschicklichkeit, die wir jenen Menschen zutrauen dürfen. Ohne zwingenden Grund wird man, so nahe vor dem Ziel, eine so mühevollen Arbeit nicht aufgegeben haben, da ja nur noch ein Drittel des Stammes durchzuhauen war. Am nächsten wird man der Lösung des Rätsels kommen, wenn wir versuchen, die damaligen Verhältnisse zu rekonstruieren. Die zahllosen Bäume, die heute in den Kiesgruben in demselben Horizont gefunden werden, standen wohl im Auwald der damaligen

Talsole, die vier bis fünf Meter tiefer lag als heute. Die abgelagerten Schotter können nur vom Wasser herbeigeschwemmt worden sein. Dazu braucht es aber gewaltiger Hochwässer. Und so möchte ich für den damaligen Wald annehmen, daß er bei einem Hochwasser untergegangen ist. Ist es nun einem Zufall zu verdanken, daß der angeschlagene Baumstamm erhalten blieb, oder kam das Hochwasser so rasch, daß die Holzfäller ihre Arbeit nicht mehr beenden konnten? Wir wissen es nicht. Verschiedene Umstände sprechen jedenfalls dafür, daß die Talsole in sehr kurzer Zeit auf viele Kilometer verschüttet worden ist.

Wenn die Annahme der Hochwasserkatastrophe zur Bronzezeit richtig ist, dann können diese nicht nur auf unser Gebiet beschränkt gewesen sein. So hat zum Beispiel Dr. h. c. Bertsch im Schussental bei Ravensburg in einer Baugrube etwas ähnliches feststellen können. Dort fällt die Katastrophe in die späte Bronzezeit. Weiter liegen aus dem Rotachtal bei Wört, zwischen Ellwangen und Dinkelsbühl, Beobachtungen (von Dr. Carlé) vor, daß in 2,6 Meter Tiefe zahlreiche große Baumstämme zusammengeschwemmt worden sind und in leicht humosem Sand eingebettet liegen. Auch im Fischbachtal bei Schwaighausen, zwischen Crailsheim und Ellwangen, wurden eingeschotterte Holzreste in beträchtlicher Tiefe beobachtet, und aus dem Neckartal und Lautertal (Kirchheim/Teck) habe ich ähnliches erfahren. Beim Bau des Neckarkanals bei Heilbronn kamen in einer Tiefe von fünf Meter mächtige Eichenstämme zum



2. Die vorgeschichtliche Eiche von Burlafingen. Über dem Wurzelansatz die beiden Einkerbungen. Der obere Teil des Stammes nach dem Fund abgesägt

Vorschein (Dr. Schwenkel). Es ist zwar noch nicht bewiesen, daß es sich dabei immer um gleichaltrige Baumfunde handelt, aber die Fundumstände legen die Vermutung doch sehr nahe. Sollte sich dies bestätigen, so wäre dies nicht nur für die Vorstellungen über die Besiedlung unserer Heimat wichtig, sondern darüber hinaus wären neue Tatsachen zu den postglazialen Klimaänderungen, um deren Nachweis sich Geologie, Botanik, Vorgeschichte und andere Wissenschaften bemühen, beigebracht. Jedenfalls aber – und das wird allgemein interessieren – ist das Beweisstück für die Fällung mächtiger Eichen mit Hilfe von Stein- oder Bronzebeilen gefunden. Es ist wert, als Urkunde der Vorgeschichte im Ulmer Heimatmuseum aufbewahrt zu werden.

Paul Groschopf

Die Holzarten des bronzezeitlichen Auenwaldes

Die ergiebigen Holzfunde besonders auf der Sohle der Kiesgrube Hornung bei Burlafingen geben die seltene und deshalb besonders erwünschte Gelegenheit, eine bestimmte Waldgesellschaft aus einer vergangenen Klimaperiode wenigstens in ihrem Baum-

bestand mit einiger Sicherheit zu rekonstruieren. Die Pollenanalyse unserer Moore liefert ja im wesentlichen nur einen Querschnitt durch die früher wie heute vorhandenen, aber unter sich verschiedenen Standortsgesellschaften. Dazuhin ist im Pollenbild der Baumbestand der Moore selbst sicher überrepräsentiert, während bestimmte Holzarten, deren Pollen nicht erhaltungsfähig sind, nicht erfaßt werden. Den Vegetationskundler interessiert neben diesem Querschnitt aber auch die Frage, wie ein bestimmter Standort, etwa eine Waldschlucht oder ein steiler Südhang oder eine Talaue, zum Beispiel zur Eichen-Mischwaldzeit im einzelnen ausgesehen haben könnte.

Der Befund in der Kiesgrube erlaubt, wie oben ausgeführt, eine ziemlich sichere Bestimmung der Zeit, aus der die zahlreichen Holzreste stammen. Nach der Blütenstaubbestimmung handelt es sich um die ausgehende Eichen-Mischwaldzeit, also die frühe Bronzezeit. Da die Stämme ausnahmslos in einer einzigen, etwa achtzig Zentimeter mächtigen Schicht unter einer etwa fünf Meter starken gleichartigen Kiesschüttung sich finden, ist anzunehmen, daß sie alle derselben Zeit angehören und durch ein und dieselbe Katastrophe begraben wurden. Die Tatsache, daß einzelne Stämme heute noch aufrecht stehen, erlaubt den Schluß, daß die Hölzer nicht etwa in einem stillen Altwasser der Donau zusammengeschwemmt lagen, bevor sie von den Kiesmassen überschüttet wurden, und daß sie, mindestens zum Teil, an Ort und Stelle gewachsen sind. Andere Stämme können wohl von der Donau und Iller herbeifördert worden sein. Die Tatsache, daß so viele der zum Teil sehr starken Stämme noch den Ansatz von Wurzeln und Ästen zeigen, spricht dafür, daß sie nicht durch kleinere Zuflüsse von Wäldern abseits der Talsohle herabgeschwemmt sein werden. Die Bäume, deren Überreste heute den Grund der Kiesgrube in dichter paralleler Lagerung erfüllen, werden wohl, das läßt sich mit ziemlicher Sicherheit sagen, auf der Talaue oder an den Steilufern unmittelbar an der Donau oder der Iller und mindestens zum großen Teil in der nächsten Nähe des Fundortes gewachsen sein.

Welche Holzarten enthielt nun dieser bronzezeitliche Auenwald? Es konnten bisher im ganzen 68 Stämme untersucht werden. Sie verteilen sich folgendermaßen auf dreizehn verschiedene Holzarten:

Rotbuche	16 Stück	23,5 %
Eiche	15 Stück	22 %
Esche	10 Stück	14 %
Kiefer	6 Stück	9 %
Weide	5 Stück	7,5 %

Schwarzerle	4 Stück	6 %
Pappel	3 Stück	4,5 %
Bergahorn	2 Stück	3 %
Tanne	2 Stück	3 %
Linde	2 Stück	3 %
Weißbuche	1 Stück	1,5 %
Feldulme	1 Stück	1,5 %
Birke	1 Stück	1,5 %

Auffallend ist der verschiedene Erhaltungszustand der Hölzer. Teilweise sind die Stämme ausgezeichnet erhalten, und das Holz ist noch spalt- und brennbar. Ein kleinerer Teil, ebenfalls von allen Holzarten stammend, ist aber stark vermorscht. Vermutlich sind diese Stämme schon abgestorben am Boden gelegen, als sie vom Hochwasser erfaßt und verschüttet wurden.

Die Jahresringe sind bei allen Holzarten ganz ungewöhnlich breit und im ganzen recht gleichmäßig. Es wird versucht werden, sie nach verschiedenen Gesichtspunkten zu überprüfen.

Die Art der Zusammensetzung entspricht auffallend dem heutigen Bestand der Wälder auf den Schwemmböden entlang der Donau. Auch diese Wälder sind sehr artenreich. Der Standort auf den nährstoffreichen, lockeren und grundwassernahen Schwemmböden ist dort so günstig, daß neben einer üppigen Krautvegetation und einem reichlichen Unterholz alle Holzarten, die klimatisch überhaupt möglich sind, in bunter Mischung sich finden. Der Umstand, daß das offenbar zur Bronzezeit schon so war, beweist, daß in diesem Fall nicht menschliche Einflüsse (etwa der Mittelwaldbetrieb) dieses bunte Waldbild geschaffen haben.

Von den oben angegebenen Bäumen fehlt heute in den Wäldern der Ulmer Donauniederung nur die Tanne und die Feldulme. Soweit wir wissen, lag die Nordgrenze des geschlossenen Tannenvorkommens zur Bronzezeit (wie später) etwa in der Linie Roth-Ummendorf, also etwa vierzig Kilometer südlich Ulm. Nördlich davon sind wohl einzelne Vorposten, zum Beispiel an den Steilhängen des Illertales, anzunehmen. Von da könnten die beiden festgestellten Stämme kommen. Die Feldulme findet sich urwüchsig in den Donauauen von Neuburg abwärts. Heute steht in den Donauauen bei Ulm nur die Bergulme. Das Vorkommen der wärmeliebenden Feldulme über ihr heutiges Verbreitungsgebiet hinaus paßt gut zum Bild der ausklingenden Wärmezeit.

Es ist schon öfters der Gedanke ausgesprochen worden, daß manche unserer heutigen Waldgesellschaften vom Holzartenwechsel der Nacheiszeit weit weniger als andere berührt worden sind. Bei ihnen



3. Die vorgeschichtliche Eiche von der anderen Seite. Die linke Kerbe läuft schräg nach abwärts

konnte sich infolge besonders ungünstiger oder besonders günstiger Standortverhältnisse der Klimawechsel der Nacheiszeit nicht als entscheidender Faktor durchsetzen. Ein solches Relikt auf besonders günstigem Standort stellen wohl die Talauen unserer Flüsse dar. Das ergibt interessante Perspektiven auch in pflanzengeographischer Beziehung. R. Hauff

An einen Naturfreund

Das kann nicht wahr sein, daß du nicht mehr bist,
Wenn goldne Sonne schräg durch Blätterwirris funkelt,
Zitronenfalter taumeln über weiße Margueritenwiesen,
Und dort der Blütenbaum berauschend duftet.
Das kann nicht wahr sein, daß du nicht mehr bist,
Wenn das Gestein, das schon als Knab' du liebtest,
Am Waldrand dort in tausend Adern leuchtet,
Als ob es auf den lieben Wanderer warte, *Dich*.
Nein, *das* ist wahr: du bist noch da!
Bist Baum und Strauch, bist Stein und Blume.
Ach, immer bist du nah, in der Natur,
So nah, daß ich dich immer fühlen werde.

Else Pfeiffer-Bonhöffer



Wiederherstellung der Brühlmannbilder in den Pfullinger Hallen

Vor fast einem halben Jahrhundert ließ Privatier Louis Laiblin in Pfullingen einem Wunsche des Turnvereins und des Liederkranzes der Stadt entsprechend, durch Theodor Fischer die Pfullinger Hallen errichten, einen Bau, der den Ansprüchen beider Vereine unter einem Dach genügen sollte. Der Festsaal war zur Ausmalung bestimmt, und zwar teilten sich vier junge Künstler, nämlich Hans Brühlmann, Melchior v. Hugo, Louis Moilliet und Ulrich Nitschke in die Ausschmückung der vier Wände des Saales. Die Leitung und Zusammenstimmung übernahm der damals eben nach Stuttgart übersiedelte Adolf Hölzel. Dank den Bemühungen Hölzels ist in diesem Saal eine Gemeinschaftsarbeit geleistet worden, die trotz der Verschiedenheit der persönlichen Stile der Künstler ein Gesamtwerk hervorgebracht hat, das zu den eindrucksvollsten Schöpfungen des neuen Stiles in Deutschland gehört. Zwar folgte Hugo in der Behandlung seiner Aufgabe noch der Tradition des späten 19. Jahrhunderts, und Moilliet und Nitschke sind stark von der Art des damals in hoher Gunst stehenden Wiener Gustav Klimt beeinflusst; aber Brühlmann vertritt mit großer Klarheit und Kraft den neuen Stil, wie er durch Hodler eingeleitet war unter Einwirkung der Tonigkeit Cézannes und der architektonischen Gesetzlichkeit von Marées. So bedeutend das Schaffen der Künstler nach der formalen Seite hin ist, so betrüblich war ihre Unkenntnis der technischen Mittel. Der Kalk-Untergrund der Malerei ist derart beschaffen, daß die Farbe auf die Dauer sich nicht hält, sondern teilweise abbröckelt. Schon im Jahr 1924 waren Restaurierungsmaßnahmen notwendig, denen spätere folgten.

In den Jahren der Besetzung litten die Bilder, da der Festsaal in dieser Zeit seinem eigentlichen Zweck entzogen war, erheblich Not.

Die Stadt Pfullingen hat sich daher im Einvernehmen mit dem Landeskonservator für Südwürttemberg entschlossen, diese Wandbilder allmählich wiederherzustellen, und dafür alljährlich beträchtliche Mittel zur Verfügung gestellt. Man hat mit der Restaurierung der wertvollen Bilder von Brühlmann begonnen und die Arbeit dem Restaurator Manz anvertraut. Dieser hat im Einvernehmen mit Professor Wehlte, dem Lehrer für Restaurierungsarbeiten an der Akademie der bildenden Künste, und berufenen Kunsthistorikern, die Wiederherstellung des einen der beiden großen Wandbilder, der „Herabkunft der Freude“, einwandfrei durchgeführt. Mit dem heute gebräuchlichen Bindemittel Movilith ist es leider nicht möglich, den originalen Farbton vollständig zu retten; doch ist damit zu rechnen, daß nach vollkommener Austrocknung der Wand die etwas zu kräftige Tönung sich mildert. Eine Übermalung, abgesehen von der Ausbesserung einiger kleiner zerstörter Stellen, hat nicht stattgefunden. Eine Vergleichung der beiden Abbildungen des Gemäldes nach der ursprünglichen Schöpfung im Jahre 1907 und nach der Wiederherstellung im Jahre 1950 zeigt, daß es möglich war, den zeichnerischen Bestand des Bildes unverändert zu retten. Nachdem die Wiederherstellung der „Herabkunft der Freude“ die volle Zustimmung der Gutachter und der Stadtbehörde gefunden hat, ist Herrn Manz nunmehr die Festigung des anderen großen Bildes von Brühlmann, nämlich der „Resignation“, in Auftrag gegeben worden.

Julius Baum

Das Flurnamenbündel

Ein Beitrag zur Methodik der Flurnamenforschung

Von Willi Müller

Seit geraumer Zeit ist der volkskundliche, historische, kultur- und sprachgeschichtliche Wert der Flurnamen erkannt worden. Eine ganze Reihe wertvoller Flurnamensammlungen ist entstanden. Da und dort ergab die Auswertung der Namen Ergebnisse von weittragender Bedeutung. Noch aber stehen wir in einem zwar verheißungsvollen, doch kaum hinreichenden Anfang.

Es fehlt noch an der nötigen Zahl von Sammlungen, vor allem an Sammlungen für zusammenhängende Gebiete. Ein Teil der vorhandenen Flurnamensammlungen ist noch nicht gründlich genug bearbeitet. An die letzten Endes anzustrebende großräumige Auswertung zusammenhängender Flurnamengebiete kann noch gar nicht gedacht werden. Nicht einmal die Namenbestände der einzelnen Markungen sind alle erschöpfend ausgewertet. Was erreicht werden konnte, ist ein allerdings reicher Grundstock gedeuteter Namen, der auch die Grundlage jeder weiteren Arbeit darstellt. Aber der Weg muß über den gedeuteten Einzelnamen hinaus zur gebietsmäßigen Auswertung führen.

Unter Flurnamengebiet darf zunächst im Kleinraum die Markung verstanden werden. Sie ist, in den meisten Fällen wenigstens, ein organisch gewachsenes Gebilde. Sie stellt daher in ihrem Flurnamenbestand meist eine geschlossene Einheit dar. Über der Markung wäre als Flurnamengebiet im Großraum die Sprachlandschaft zu verstehen. Geschichtliche Kräfte haben sie und mit ihr den Flurnamenschatz geformt. Gründliche und umfassende Forschungen, teils auf der Grundlage der allgemeinen Mundartforschung, werden erst erweisen müssen, wie weit diese Großräume im einzelnen zu stecken sind.

Die praktische Arbeit in der Flurnamenforschung zeigt jedoch klar, daß zwischen der Deutung des Einzelnamens und der Auswertung im Klein- und Großraum arbeitsmäßig eine Lücke klafft. Sie wird geschlossen durch das „Flurnamenbündel“, eine Bezeichnung, die für eine Anzahl innerlich zusammengehöriger, sich gegenseitig bedingender und voneinander abhängiger Einzelflurnamen gewählt wurde. Man könnte vielleicht auch von „Flurnamenfamilien“ oder „Flurnamensippen“ reden, doch setzen diese Begriffe in gewissem Sinne eine Verwandtschaft der Namen voraus, die nicht vorhanden zu sein braucht. Das Gemeinsame und Entscheidende der in einer Bündelung auftretenden verschiedenen Namen ist lediglich in dem sie umschließenden Band zu suchen, das selbst wieder ganz verschiedenen Charakter haben kann. Bereits zwei Namen können in ihrer Wechselbeziehung ein Bündel darstellen. Nach oben kann das Flurnamenbündel zahlenmäßig nicht beschnitten werden, wenn auch in der Praxis die Höchstzahl von Flurnamen eines Bündels freilich immer begrenzt sein wird.

Folgende Gruppen von Flurnamen sollen als Beispiele aus einem z. Zt. zur Bearbeitung stehenden Gebiet um Marbach am Neckar herausgegriffen und auf ihre Bündelung und auf die sich daraus ergebenden Möglichkeiten näher untersucht werden. In allen Fällen handelt es sich dabei um die Namen von Gewänden, die unmittelbar aneinander grenzen. Die angeführten Namensformen entsprechen der heutigen Katasterbezeichnung oder der jüngsten aktenkundlichen Quelle. In Klammern ist die älteste urkundliche Form beigefügt.

Markung Kirchberg

Kalkofen (1530 bym Kalg ofen), *Mäuerlen* (1738 in Mäuerlens äckhern), *Teufelsbrunnen* (1492 by dem teufels brunnen).

Am Rande der ziemlich ausgedehnten Flur *Kalkofen* nördlich Kirchberg liegen einerseits das *Mäuerlen* und andererseits der *Teufelsbrunnen*. Oberflächlich betrachtet ergibt sich zunächst kein Zusammenhang zwischen den drei Flurnamen. Wenn jedoch der Archäologe inmitten der Flur *Kalkofen* die Reste eines römischen Gutshofes feststellt, „von dem man schon Grundmauern ausgegraben hat“, wie es in der Oberamtsbeschreibung heißt, dann erklärt sich der Name von dem an den römischen Bau- und Kalkschutt anknüpfenden *Kalkofen*. Die weiteren Zusammenhänge sind aber auch gegeben. Das *Mäuerlen* erinnert an die Feststellung der OAB., ohne daß gerade von dieser Stelle je über Funde berichtet worden oder eine Mauer vorhanden wäre. Der *Teufelsbrunnen* aber dürfte ebenfalls in den Bereich des römischen Gutshofes gezählt haben. Sein Name erklärt sich aus abergläubischen Vorstellungen zusammen mit dem vielleicht dunklen Bewußtsein des Volkes, daß er auf heidnischen Ursprung zurückgeht, oder daß er sich in der Nähe der aus heidnischer Zeit stammenden Siedlungsreste befand. Zahlreiche Teufelsnamen, die an römische Reste anschließen, bestätigen dies. Die drei Flurnamen zeigen sich innerlich zusammengehörig und stellen damit ein Flurnamenbündel dar, das über die Erkenntnisse des Flurnamenforschers hinaus dem Spatenforscher sogar wichtige Anhaltspunkte über die mögliche Ausdehnung der römischen Siedlung geben kann.

Pforre Au (1344/92 in der Pferch owe), *Brühl* (1492 am prewel), *Alter Wasen* (1501 uff den alten wasen), *Kirchwinkel*, *Widumacker*, *Sankt Lux* (1501 wisen genant der Kirchwinkel an Sannt Lux wisen gelegen und am wydumacker), *Kapelle* (1738 bey der Cappel, auff dem Burg Rein), *Kronfelder Mühle* (1568 die Kronfelder Millin).

Die weite Talaue der Murr im Westen unterhalb Kirchberg heißt heute die *Pforre Au*. Der Name besagt, daß dieses fette Weideland in alter Zeit als Pferch eingezäunt war. Schon dies erinnert an abgesondertes und bevorzugtes Herrngut. Sicher ist dies aber für den *Brühl*, der unmittelbar an die Pferchau anschließt. In üblicher Weise grenzt an das Herrngut des *Brühl* auch das aus dem ersteren herausgeschnittene Kirchengut, die *Sankt Lux-Wiesen*, der *Widumacker*, der *Kirchwinkel*

und am ansteigenden Berghang die *Kapelle*. Da sich aber Herren- und Kirchengut in der Regel in unmittelbarer Nähe der entsprechenden Höfe finden, muß dies alles in einer Entfernung von immerhin 1–2 km vom Ortsmittelpunkt Kirchberg sonderbar auffallen. Hat man sich das Herrngut in so großer Entfernung ausgewählt, oder ist man zu irgendeiner Zeit so weit von ihm abgerückt? Das letztere scheint sich zu bestätigen, zumal es auch mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Der *Kirchwinkel* erinnert an eine einstige Kirche. Ob diese in der *Kapelle* zu suchen ist, kann nicht eindeutig gesagt werden, aber nichts spricht gegen diese Annahme. Der *Alte Wasen* aber gibt einen schlüssigen Hinweis, daß im Bereich wenigstens dieser Flur einst eine Nutzung ausgeübt wurde, die aufgegeben wurde; sehr wahrscheinlich handelte es sich dabei sogar um den alten Bestattungsplatz, der ja sicher bei der Kirche war. (Eine gewisse Bestätigung ist der *Breite Wasen* auf der Nachbarmarkung Erdmannhausen, der karolingische Grabstätte war.)

Das Flurnamenbündel weist in seiner Gesamtheit also auf eine abgegangene Siedlung hin, die im Tal unterhalb Kirchbergs zu suchen wäre. In Kirchberg selbst aber weiß jedes Kind von der Sage, daß der Ort einst im Tal gestanden sei, und daß die früheren Bewohner „der Überschwemmungen wegen“ auf die Höhe gezogen seien. Mehr noch: Die kleine Talsiedlung westlich Kirchberg, die zwar heute als Teil Kirchbergs betrachtet wird, aber fast 1 km von der Ortsmitte wegliegt, dürfte als Rest jener einstigen selbständigen Siedlung mit Herren- und Kirchengut anzusprechen sein.

Wenn die ursprünglich sicher ebenfalls zum Herrngut zählende und am *Brühl* liegende Kirchberger Mühle noch 1568 als *Kronfelder Mühle* bezeichnet wird, so dürfen wir mit Fug und Recht dem abgegangenen Ort den Namen Kronfeld (Krähenfeld) zuweisen. Sicher ist der „Gewere ze Crayenvelt“, der um 1350 im Zusammenhang mit Kirchberg genannt wird, ein Bürger dieser damals noch bestehenden Siedlung, die bis heute nur in der Sage angedeutet und weder mit Namen noch genauer Lage bekannt war.

Lerchenberg (1344/92 am Lerchenberge), *Gaisberg* (1344 bis 1392 an dem Gayzperge), *Rappenberg* (1569 am Rappenberge), *Boxer* (mdl. überliefert), *Berg* (1501 uff dem Berg), *Kirchberg* (1245 erstmals genannt), *Engelberg* (1492 of dem engelhartsberg).

Rings um die obengenannte Siedlung Kronfeld erheben sich im Norden die steilen Halden des Murrtales. Sie führen in ihren Namen alle das Grundwort Berg – ein Zeichen, daß die aneinanderstoßenden Gewände vom Tal aus und nicht etwa von der Muschelkalkhochfläche benannt wurden, auf der Kirchberg liegt. Hier finden sich der nach einer Person benannte *Engelberg*, die an die alte Weidewirtschaft anknüpfenden *Gaisberg*, *Boxer* (Bocksberg) und *Rappenberg*, ferner der daneben etwas romantisch anmutende *Lerchenberg* und hart südlich *Kirchberg* die Flur mit dem schlichten Namen *Berg*.

Verliert innerhalb dieses Bündels von Berg-Namen der „Kirchberg“ nicht seine bisherige Bedeutung? Wenn schon das vorher beschriebene Bündel einen Anhaltspunkt dafür gab, daß in geringer Entfernung einst eine Kirche am Talrand lag, unmittelbar am Kirchengut, dann braucht nicht mehr angenommen werden, daß die Häuser von *Kirchberg* sich um eine besonders frühe und auffällige Bergkirche gesammelt haben (z. B. Weller, *Besiedlungsgeschichte Württembergs*, Bd. 3, 1938, S. 170, und Förstner, *Heimatsbuch des Oberamtsbezirkes Marbach*, 1923, S. 38). Vielmehr ist deutlich, daß der Kirchberg lediglich im Unterschied zu den Fluren der nächsten Umgebung benannt wurde, vor allem zur Unterscheidung von der unmittelbar dabeiliegenden Flur *Berg*. Es ist sogar anzunehmen, daß der Name der Flur *Berg* (und damit sie selbst) das Grundwort für den Ortsnamen *Kirchberg* abgab; was Wunder, wenn das Bestimmungswort an das auffälligste Gebäude des damals sicher kleinen Ortes anknüpft.

Für die „frühe Bergkirche“ aber fehlen sowohl urkundliche Belege einer alten Kirche, als auch der Berg an sich und all die sonstigen Gegebenheiten alter Bergkirchen.

Es zeigt sich, daß bei Deutung und siedlungsgeschichtlicher Auswertung von Ortsnamen das Flurnamenbündel von entscheidender Wichtigkeit sein kann. (So wird auch mit der Flur „Oberfeld“ auf Markung Großbottwar der Ort Oberstenfeld, der einen Oberst (!) im Wappen führt, tatsächlich zum Obersten-Feld.)

Markung Poppenweiler

Burgeles-Tal (1473 in dem obern bürgliß tall, 1584 Im Bomgardt oder Bürglins stall), *Burghalde* (1473 vf der burg heldan), *Burg* (15. Jh. in der Burg), *Kächeler* (15. Jh. vff den Kecheler, 1584 genant der Kechler Ackher), *Grasiger Weg* (1584 stoß vff den graßigen oder wendt weg), *Heerstraße* (1559 an der Herstraßen), *Linde* (1696 ob der alten Linde).

In Poppenweiler wurde immer wieder bezweifelt, ob die *Burghalde* und das *Burgeles-Tal* tatsächlich eine ehemalige Burg beweisen. Nur so kann man sich auch erklären, wie aus dem letzteren 1652 ein „Burgeliustal“ werden konnte. Freilich erinnern keine Ruinen und andere Reste an eine einstige Burg. Das ist jedoch nicht weiter verwunderlich, wenn man weiß, daß rings um den Felsen, auf dem sie sich über dem Neckar wohl erhob, Weinberge entstanden sind. In diese werden alle verwendungsfähigen Steine der Burg sicherlich hineinverbaut worden sein – eine häufige Ursache für das spurlose Verschwinden mittelalterlicher Burgen.

Daß die Burg aber einst tatsächlich vorhanden war, beweist uns das Flurnamenbündel, das die Ausdrücke *Burg* und *Burghalde* enthält. Das *Burgeles-Tal* dürfte eine entstellte Form von Burgstall sein, ein Ausdruck, der in der Regel die Stelle einer abgegangenen Burg zu bezeichnen pflegt. Trotz des Fehlens aller äußeren Reste

liefert uns der Name des im Burgbereich liegenden Gewands *Kächler* einen gewissen Ersatz: Dachziegelreste und andere tönernen Bruchstücke, die heute nicht mehr ins Auge fallen, dürften hier einst namengebend gewirkt haben.

Für die Auswahl des Burgplatzes waren einst taktische Gesichtspunkte mit maßgeblich. Suchen wir nach solchen, so fallen uns zwei Wege auf, die sich auf der Markung Poppenweiler in der Nähe der ehemaligen Burg kreuzen, der *Grasige Weg* und die *Heerstraße*. Schon ihre Namen weisen sie als Urwege, zumindest als sehr alte Wege aus. Es liegt daher nahe, auch diese beiden sicher einst wichtigen Wege in das Flurnamenbündel einzubeziehen. Vielleicht kann sogar die nahe an der abgegangenen Burg stehende *Linde*, von der eine Vorgängerin 1696 schon als alt bezeichnet wurde, mit in das Bündel aufgenommen werden. Hier, $\frac{3}{4}$ km außerhalb des Orts, scheint es sich weniger um die übliche Dorflinde als Versammlungsplatz der Einwohner gehandelt zu haben als eher um die Gerichtslinde der Orts- oder Burgherrschaft. Dies wird erhärtet durch mehrere Beispiele solcher unmittelbar beim Herrensitz stehender Linden der näheren Umgebung.

Wenn sich im einzelnen nicht alles sicher beweisen läßt, so läßt doch das Flurnamenbündel als Ganzes kaum mehr einen Zweifel darüber aufkommen, daß in Poppenweiler zu einer Zeit, die im dunklen liegt, eine Burg vorhanden war.

Markung Erdmannhausen

Unholden (1584 genannt die unholden Wisen), *Kreuz* (1521 bym Crutz), *Hexenäcker* (mdl. überliefert statt Hetzenäcker, 1584 der Hetzen Acker), *Schinderwasen* (1521 stoß uff den waßen, 1814 Schinder-Waßen), *Brand* (1584 uff dem Brandt).

Am Nordfuß des Lembergs liegen die sagenumwobenen *Unholden*, Wald und Wiesen, in denen schon mancher selbst zeitgenössische Einwohner von Umgängern geschreckt worden sein will. Daß es mit diesen Dingen auch schon vor einem halben Jahrtausend etwas auf sich hatte, scheint das *Feld-Kreuz* zu beweisen, das am Rande der an den *Unholden* vorbeiführenden Straße in vor-reformatorischer Zeit stand. Das christliche Symbol sollte die unselige Geisterwelt bannen. Unholde sind auch Hexen. Ist es ein Wunder, wenn die an die *Unholden* angrenzenden Hetzenäcker im Sprachgebrauch zu *Hexenäcker* wurden? Sicher hat man auch nicht zufällig den *Schinderwasen* in dieser verrufenen Gegend angelegt – auch der von Marbach ist in nächster Nähe –, oder sollte dieser erst zu ihrem Verruf beigetragen haben? Wir möchten annehmen, daß die am Lemberg und rings um seinen Fuß haftenden Sagen älter und ursprünglicher sind als die Anlage des Bestattungsplatzes unehrlicher Leute und gefallenen Viehs.

Vielleicht ließe sich der merkwürdige Charakter dieses Flurnamenbündels mit der inmitten liegenden Flur

Brand erklären. Der *Brand* ist der Ort einer spiralmäanderkeramischen Siedlung, die durch eine Vielzahl schwarz gefärbter Bodenstellen auffällt. Letztere, einst als Reste von Wohngruben angesehen, sind jungsteinzeitliche Abfallgruben, deren organischer Inhalt sich in schwarz – im Volksmund angebrannt – erscheinenden Humusboden verwandelt hat. Sollte dieser einst unerklärliche Befund, sollten Scherbenfunde, sollten Schädel- und Knochenfunde oder sollten gar gefesselte jungsteinzeitliche Gerippe Anlaß zum Verruf der Gewande gegeben haben? – Wir wissen es nicht, und es ist auch nicht von ausschlaggebender Bedeutung, dies zu wissen. Wichtig ist lediglich, daß der merkwürdige Charakter dieses Flurnamenbündels erkannt wird und daß wir die einzelnen Gewandnamen in diesem ihnen eigenen Lichte und Zusammenhang sehen.

Schafhausbrunnen (mdl. überliefert), *Trog* (1497 by dem trog), *Kapelle* (1521 bym Keppelin), *Sankt Nikolaus* (1497 by Sannct Niclaußen), *Ulrichsrain* (1521 uff dem Vlrichsrayn), *Herdweg* (1497 Im Herttweg).

Am Südostrand des Dorfes Erdmannhausen ist am alten Schafhaus der *Schafhausbrunnen*. Dieser Name ist nur mündlich überliefert, in den Urkunden heißt er *Trog*. Das Quellwasser lief in alter Zeit in einen Trog und diente zur Tränke der Schafe und vor allem des Viehs, das auf dem *Herdweg* am Morgen und Abend hier vorbeigetrieben wurde. Man war ehemals mehr als heute auf diese *einzigste Quelle* im Ortsbereich angewiesen, deren gutem Wasser sogar noch heute Heilkraft zugesprochen wird. Da auch die *Kapelle* hier stand, müssen wir auf weitere Zusammenhänge aufmerksam werden. Der Heilige der *Kapelle* war der durch Einflüsse des Klosters Hirsau aufgekommene *Sankt Nikolaus*. Der Rain aber, an dem die Schafhausbrunnenquelle entspringt, heißt *Ulrichsrain*. Auffallenderweise wird Ulrich unter die Quellenheiligen gerechnet (Das Königreich Württemberg, III, 1886, S. 158). Man wird also für die *Kapelle* vielleicht an einen Patrozinienwechsel denken müssen und darf nach Sachlage der Dinge annehmen, daß die *Kapelle* und der noch lebendige Glaube an die Heilkraft des Wassers auf älteste, vielleicht vorchristliche Vorstellungen, auf die Quellenverehrung und deren spätere christliche Umdeutung zurückgehen. Das Flurnamenbündel führt uns tief in kirchliche Zustände vor-reformatorischer Zeit und sogar bis in die Mythologie der Frühgeschichte zurück.

Weikershausen (1497 wickershusen), *Odenrain* (1736 Im Kirchenfeld, bey den Weickershshauszen wisen, zwischen dem Oeden rein).

Im Bereich der Markung Erdmannhausen tritt im Namen einer Wiesenmulde der Ortsname *Weikershausen* auf. Wenn nachgewiesen werden soll, daß es sich dabei um einen abgegangenen Ort handelt, wird man zuerst nach Beweisen suchen, die aus dem Flurnamenschatz selbst stammen. Man wird, mit anderen Worten, nach der Zusammenfassung eines entsprechenden Flurnamenbündels streben.

Tatsächlich entsteht ein solches, wenn es auch nur aus zwei Ausdrücken besteht. Der die Weikershausenwiesen begrenzende Hang heißt nämlich *Odenrain*. Auf den ersten Blick sieht diese Bezeichnung etwas nichtssagend aus, aber es ergibt sich doch, daß der *Odenrain* aufgefaßt werden kann als Rain, auf dem eine öde d. h. verlassen, verfallen stehende Siedlung stand, oder in dessen Nähe eine solche war. Als Stütze dafür dienen der einstige Gebrauch des Wortes *öd* für ruinöse Gebäude (Fischer, Schwäbisches Wörterbuch) und die analoge Bedeutung dieses Eigenschaftswortes, z. B. in den Ortsnamen *Odenstetten*, *Odheim* und *Odweiler Hof* – alles Siedlungen, die an der Stelle von abgegangenen Orten angelegt wurden. So betrachtet, gewinnt der Flurname *Odenrain* im Bündel mit *Weikershausen* eine außerordentliche Bedeutung: er ist der erste und ursprünglichste Nachweis für eine einstige Siedlung.

Was ergibt sich nun an allgemeinen Grundsätzen aus diesen Beispielen, deren Vielfalt freilich nicht annähernd erschöpft ist? –

Mit der Deutung des Einzelflurnamens ist die Arbeit des Forschers, der die Namen im Markungsbereich auswerten will, keineswegs abgeschlossen. Oft sogar läßt sich eine befriedigende Deutung in sprachlicher und geschichtlicher Beziehung überhaupt erst durchführen, wenn eine fast unerläßliche Voraussetzung erfüllt ist – nämlich die Aufstellung des betreffenden Flurnamenbündels.

Es muß also vom Einzelnamen aus nach Beziehungen zu Namen der unmittelbaren und weiteren Umgebung gesucht werden. Damit soll ein gegenseitiges Stützen und Bestätigen der Flurnamen erreicht werden. So steigt der Urkundenwert der Flurnamen erheblich, und die geschichtlichen Erkenntnisse verbreitern und vertiefen sich. Im Laufe der Zeit wird es dann auch möglich sein, über die Grenzen der Markungen hinaus innerhalb der Sprachlandschaften Beziehungen zwischen entsprechenden Flurnamen und Flurnamenbündeln herzustellen und damit zur Sicherung ihrer richtigen Deutung und Einordnung in das Geschichtsbild beizutragen.

Letzten Endes stellt die Aufstellung des Flurnamenbündels nichts anderes dar, als die notwendige Vorstufe einer *ganzheitlichen* Betrachtungsweise der Flurnamen überhaupt, zu der die Forschung innerhalb des Markungsbereichs und darüber hinaus notwendigerweise kommen muß, wenn sie nicht im reinen Sammeln und Registrieren von Einzelnamen stecken bleiben will. Es dürfte also als methodischer Grundsatz zu betrachten sein, daß an die Deutung oder versuchte Deutung des Einzelnamens die Aufstellung des Flurnamenbündels als eine Vorstufe für jede weitere Auswertung anschließt. Damit wird das erreicht, was ein bewährter Flurnamenforscher, Dr. Dölker, mit folgenden Worten forderte, nämlich, „daß die Flurnamen aus *ihrer* jeweiligen Luft, aus *ihrem* Boden heraus erforscht werden müssen.“

Ein schwäbisches Vetternnetz

Eines Tages besuchte ich in Amerika auch Karl Pfeiffer, der inmitten des plattdeutschen Bauernlandes im Staate Jowa als Pfarrer lebte. Wir hatten uns vor Jahren bei seinem Bruder in Haifa getroffen, und nun hatte er in der Zeitung gelesen, daß ich in Nebraska sei. So möchte ich, schrieb er mir, auf dem Weg nach Dubuque den Umweg über das Bremer Country machen, dann hätte ich ein schönes und reiches deutsches Land in Amerika gesehen.

Karl Pfeiffer war in Alexandrien in Ägypten geboren, wohin sein Vater aus dem schwäbischen Schäferstädtlein Markgröningen ausgewandert war. In die Schule ging er in Jerusalem. Und da drei Brüder und zwei Schwestern der Mutter, einer Schwarzwälderin, in der Nähe von Ann Arbor in Michigan lebten, da auch der Vater einen Bruder in Amerika hatte, fuhr der Junge mit sechzehn Jahren einmal von Ägypten hinüber über das Wasser und blieb dann dort, bis es Zeit war, eine Frau zu holen. Die holte er sich in Jerusalem. Ihr Vater war als ein Schreiner über Rußland dorthin gezogen und hatte sich unterwegs in Steinbach, im Gouvernement Taurien, eine Frau genommen. Deren Ururgroßvater, Daniel Schmidt, war von Oberstenhof bei Zweibrücken nach Rußland gegangen. Er hatte fünfzehn Kinder gehabt. Sein Sohn Peter hatte Anna Wiens, die Tochter eines Oberschulzen, geheiratet. Alexander der Erste hatte diesen Sohn bei einem Besuch mit fünfhundert Deßjatinen Landes beschenkt, was er gut brauchen konnte, denn er hatte zwölf Kinder, deren ältestes der Großvater der Frau war, die nun im Staate Jowa vor mir saß.

Dicht und quer liefen alle die Vetternfäden durch die deutschen Dörfer Rußlands, und von dort nach Palästina, nach Australien und nach Kanada. Und nun schrieb ich alle die auf, denen ich dort vielleicht begegnen würde. An einem Abend fragte ich: „Was ist auch aus den drei Brüdern und den zwei Schwestern der Mutter Pfeiffer geworden?“ Oh – sie hatten Söhne und Töchter über die ganzen Staaten verteilt. Wir nahmen ein großes Kartenblatt und zeichneten zwischen New York und San Franzisko fünfundzwanzig rote Punkte ein. Das waren die Vettern und Basen. Und dann suchten wir ihre Kinder, die nun auch schon wieder an vielerlei andere Orte gezogen waren, und setzten jedem seinen roten Punkt. Wir zogen leichte rote Linien von einem Punkte zu dem andern. Und da lag nun ein ganzes Pfeiffersnetz über die Staaten hingebreitet. Wollten wir nun nicht auch das Schmidtnetz noch ziehen? Da mußten wir freilich eine große Weltkarte nehmen. Darauf liefen dann die Fäden eng nebeneinander und übereinander.

Wenn man viele Leute kennt an vielerlei Orten der Welt, dann merkt man bald, daß sich das feine Netz aus deutschem Blut, das über alle Länder gesponnen ist, leise bewegt, wenn man nur einen dieser Fäden mit sachtem Finger ein wenig hochhebt. Karl Götz

Was soll uns der neue Ortsname „Weilstetten“ bedeuten?

Als im Frühjahr 1933 eine neue Zeit für die Deutschen anzubrechen schien und alsdann zwölf Jahre darauf eine zweite, äußerte sie sich beide Male auch in anscheinenden Äußerlichkeiten, so in der Umtaufe von Namen von Straßen und Plätzen innerhalb der menschlichen Siedlungen. Wo in der Eile geschäftiger Neuerer darin zuviel geschah und auch Altüberliefertes auf diesem Gebiet durch Modernes ersetzt wurde, läßt es sich ja unschwer wieder mit dem Pinsel – es ist ja meist nicht viel tiefer eingedrungen – korrigieren. Anders ist es, wenn etwa alte, gar uralte Ortsnamen verschwinden und durch neue, dazu völlig sinnlose Bildungen ersetzt werden.

Ein solcher, dazu besonders krasser Fall, der geradezu als beispielhaft gelten kann, soll hier behandelt werden, jedoch nicht mit der Absicht, festzustellen, wie es zu dieser Verirrung kam, sondern lediglich, um mitzuhelfen, daß bald wieder das gute Alte, das zugleich im Ortsnamen, richtig gedeutet, ein Spiegel der jahrhundertealten Geschichte der Siedlung ist, wiederkehrt und die vielen Albwanderer, die etwa vom Lochenstein kommen, nicht mehr durch *Weilstetten* an Stelle der zwei seit alters vertrauten und so in den Karten verankerten Dörfer *Weilheim* und *Waldstetten*, jenes auf den Spuren einer römischen Siedlung, dieses einer frühmittelalterlichen Siedlung von Fremden („Welschen“) zu gehen haben. Es handelt sich hier um Denkmalpflege, wozu auch der Schutz der geschichtlichen Überlieferungen, insonderheit auch der alt überkommenen Namen der Fluren und menschlichen Siedlungen gehört.

Die zwei genannten, einander enge benachbarten Dörfer des Kreises Balingen am Nordfuß des Lochenstein-Massivs haben seit langem zwar immer wieder zusammengehört, aber jedes mit eigenem Namen, auch in der langen Zeit von einst, da der Weiler *Waldstetten* verwaltungsmäßig dem Dorfe *Weilheim* zugeteilt gewesen ist und mit ihm Kirche und Schule geteilt hat. Im Jahre 1838 wurde *Waldstetten* eigene Gemeinde und hat dann auch ein eigenes Rathaus erbaut, das übrigens kurz vor der in unseren Tagen erfolgten Zusammenlegung fast ganz abgebrannt ist. Irgendwie über die Zusammenlegung der zwei Gemeinden zu sprechen, liegt mir völlig ferne. Das verwaltungsmäßige Zusammensein hat sich ja auch, wie ich von sachkundiger Seite höre, durchaus bewährt und ist völlig Sache der Beteiligten. Uns geht es lediglich darum, daß es unserer Zeit im Jahre 1935 vorbehalten war, beide Ortschaften des alten Namens, den die eine, *Weilheim*, seit weit über tausend Jahren, die andere, *Waldstetten*, seit über etwa neunhundert Jahren getragen hatte, und in dem sich ein untrügliches Bild ihrer Entstehung mit beneidenswerter Klarheit und Sicherheit widerspiegelte, zu berauben. Es wurde ihnen zusammen ein gemeinsamer Name zudiktiert: indem man vom einen die erste Hälfte, vom anderen die zweite,

gleichsam die untere, nahm, entstand der neue Name „*Weilstetten*“. Es war ein förmlich salomonischer Spruch, damit ja keiner der zwei Namen und damit der zwei Orte zu kurz komme. Fast gleichwertig wäre formal gewesen etwa der Name „*Waldheim*“; allerdings noch sinnloser als *Weilstetten*, weil diese Siedlungs-Bezeichnung ja in ganz anderem Sinn heute gebraucht wird, aber auch, weil *Waldstetten* gar keinen Wald besitzt.

Man fragt: warum hat man nicht, wie bei Eingemeindung Gleichberechtigter, einfach den Doppelnamen gewählt? Damit wäre ja auch der gelegentlich für die Wahl eines neuen Namens angeführte Grund, daß „*Weilheim*“ auch sonst im Lande vorkomme und es daher zu Verwechslungen Anlaß gebe, erledigt gewesen. Dazu hätte es nicht einer solchen Mischlingsbildung, wie sie „*Weilstetten*“ darstellt, bedürft. Worauf es uns allein ankommt, ist lediglich, daß der Name „*Weilstetten*“ recht bald verschwinde – schon, damit nicht die Jugend in ihn hineinwächst – zugunsten eines geschichtlich sinnvollen, indem eben einfach die zwei uralten Namen *Weilheim* und *Waldstetten* ihren Platz behalten.

Die Berechtigung der Sachverständigen – in diesem Falle nur der Heimatforscher –, in dieser Frage nicht bloß gehört zu werden, sondern auch mitzuentcheiden, was wieder Rechtens werden soll, mag in dem, was nun angefügt wird, liegen. Vor allem mögen auch die Einwohner der beiden Ortschaften, beziehungsweise der jetzt verwaltungsmäßig vereinigten Siedlung *Weilheim-Waldstetten* wohlwollend und unvoreingenommen ihrem ehemaligen Landeskonservator kurz auf historischen Pfaden, und zwar besonders auf denen der Siedlungsforschung und der Ortsnamenkunde, folgen. Diese beiden Wissenschaften sind in wenigen deutschen Ländern so ausgebildet, wie gerade in Württemberg, so daß die gewaltsame Bildung, sinnlos und töricht zugleich, an Stelle von zwei geschichtlich so vielsagenden und gehaltvollen Ortsnamen, wie *Weilstetten* statt *Weilheim* und *Waldstetten*, nicht anders denn als ein Schwabenstreich bezeichnet werden kann. Zugleich soll auch der große ideelle Verlust an wertvollen Heimatgütern an diesem Beispiel aufgezeigt werden. Wieviel geschichtliche Tatsachen und geradezu Pointen würden durch ihr Verschwinden aus dem lebendigen Volksleben ausgetilgt werden und höchstens noch in der Heimatforschung weiterleben, statt für den, der Ohren hat zu hören, was ihm die Heimat täglich zuraunt, als lebendige Zeugnisse uralten geschichtlichen Lebens weiterzuwirken!

Weilheim enthält in seinem Namen mit der ersten Silbe „*weil*“ römische Erinnerungen aus der Zeit des 1./3. Jahrhunderts nach Christi, an das lateinische Wort *villa*, das heißt ländliches Bauwesen. Bekannte Beispiele seines Vorkommens sind etwa *Rottweil* (*Rotunvilla*), der große Römerplatz des Landes, gegründet als Militärsiedlung (*Kastellplatz*) in der Zeit des Kaisers *Vespasian* nach 70 nach Christi, oder das bescheidenere *Wannweil* (1275 *Wile* genannt), das heißt römischer Rest einer *villa* (heute unter der Kirche und sonst erhalten) in wannenartiger

Lage. Unser Weilheim unter dem Lochen, 1403 Wilhain genannt, liegt an einer großen Römerstraße, die den Rhein mit der Donau verbindet; sie überschreitet den Schwarzwald wohl über den späteren Kniebispaß. An dieser großen Schrägstraße von Nordwest nach Südost liegen unter anderem Kastelle, wie bei Sulz auf der Höhe rechts über dem Neckar oder – bis jetzt allerdings nur aus Kleinfunden zu erschließen – ein kleines Lager beim Häsenbühl auf dem Kleinen Heuberg bei Isingen, da wo sich die genannte Straße mit der linksneckarischen Straße Rottweil-Rottenburg kreuzt, oder alsdann das große Kastell auf der Paßhöhe über Lautlingen. Als Straßenkommissar der Reichslimeskommission hat Professor Eugen Nägele in der Gegend nach römischen Straßen und Siedlungen geforscht. Er hat in Weilheim nicht bloß vermutlich römische Mauerreste nahe der Kirche, sondern auch im „Heimgarten“ nordwestlich vom Ort außer Gemäuerresten auch römische Münzen gefunden. Vor allem aber beruht das längere Stück einer geraden Straße, vom „Ziegelwasen“ an – dessen Name auch auf römische Abkunft verdächtig ist – bis zur Kirche und alsdann gegen Osten umbiegend, wohl auf ursprünglich römischer Trassierung. In der zweiten Hälfte des Ortsnamens Weilheim – schon bald ist urkundlich der Ortsname „wila-haime“ benannt – wird das bekannte frühe, in merowingischer Zeit neben den Bildungen mit -ingen zu Ortsnamen der sog. Landnahme frühdeutscher Zeit gebrauchte „heim“ sichtbar. Nun fehlen allerdings in Weilheim bis jetzt die archäologischen Spuren einer frühen *alemannischen* Besiedlung, vor allem Gräber des frühen und späteren 6. Jahrhunderts n. Chr. mit Ausnahme einer am Wege vom Lochenstein nach Weilheim einzeln gefundenen *alemannischen* Glasperle dieser Zeit. Immerhin darf darauf hingewiesen werden, daß mehrfach die Wahl des Begräbnisplatzes dieser Zeit oberhalb der Siedlung festgestellt worden ist, daß also die Alemannen ihre Toten gerne den Berg hinaufgetragen haben, so daß die ältesten schwäbischen Weilheimer gegen den Lochenstein zu südlich vom Dorf begraben sein können.

Undenkbar ist, daß am Platz von Weilheim selber seit der Römerzeit ununterbrochen gesiedelt worden ist. Nun ist wichtig, daß die Markung von *Waldstetten*, zu dem wir jetzt übergehen, ganz deutlich aus der des älteren, nördlich benachbarten Dorfs Weilheim herausgeschnitten worden ist. Wir können diese Gründung des neuen Nachbardorfs zeitlich einigermaßen sicher bestimmen.

Die Umgegend von Balingen hat das seltene Glück, daß eine erhaltene St. Gallener Urkunde vom 27. März 793 n. Chr. nicht weniger als 11 Orte – alle heute noch erhalten – des ehemaligen Oberamts Balingen anlässlich einer Besitzänderung mit Namen nennt, darunter auch „Walo(a)hsteti“, das heißt heute Waldstetten. Der Name hat also nichts mit Wald zu tun; Waldlosigkeit ist ja, wie bereits angedeutet, bezeichnend für den Ort und seine Markung. 1344 wird er Waldstetten genannt, das

heißt Wohnstätten der Welschen (Wal(c)hen, Walen). Nach dem ihnen nahe wohnenden keltischen Stamm der Volcae nannten die Germanen überhaupt Walchen (Walen) und verstanden darunter später auch Romanen, das heißt aus der linksrheinischen Fremde gekommene Leute. Waldstetten, früher Walchstetten, mag entstanden sein bald nach der Ersterwähnung des Jahres 793, etwa in der ersten Hälfte oder um die Mitte des 8. Jahrhunderts n. Chr. Und zwar ist Wald(Walch)stetten gegründet worden von Weilheim aus und gehört somit auch zu den ältesten mittelalterlichen Siedlungen des Landes. Es ist gegründet worden von Weilheim aus, war also eine sogenannte Ausbausiedlung der Frühzeit. Ähnliche Welschen- oder Romanensiedlungen im Lande sind etwa Waldstetten bei Gmünd oder Odenwaldstetten auf der Münsinger Alb oder Walheim bei Besigheim oder Waldsee im Oberland. Wer die Welschen im einzelnen Fall waren, die als Fremdsprachler, sogenannte *Peregrini*, und als Grundhörige etwa in Zwangssiedlungen hier unterkamen, ist noch sehr umstritten. (Siehe neuestens den klärenden Aufsatz „Walhisk, Die geschichtliche Leistung des Wortes welsch“ von Leo Weisgerber in Rhein. Vierteljahrsblätter 13, 1948 Seite 87–146.) Jedenfalls waren die Walen keine direkten Nachkommen der Römer oder der sitzengebliebenen Kelten oder der Gallorömer der Limeszeit, sondern spätere Romanen. Nicht selten sind solche welsche Siedlungen, zum Beispiel in der hessischen Rheinebene, so etwa bei Ladenburg im ehemaligen Lobdengau, wo beim Erzabbau von den Gaugrafen Walen zwangsweise verwendet wurden, oder von den fränkischen Herrschern links vom Rhein auch beim Weinbau, wie zum Beispiel noch im Jahre 1065 eine „villa Walastede“ oberhalb Klingenmünster genannt wird. Häufig sind auch gerade in den linksrheinischen Weinorten die Walen-Orte, wiewohl gerade hier die romanische Bevölkerung gegenüber der deutschen nicht sehr stark war. Auch unser Wahlheim am Neckar ist ja seit alters ein Wein-Ort; aber sicherlich nicht bereits in der Römerzeit des 2./3. Jahrhunderts n. Chr., wo dort im Anschluß an das Neckarkastell links des Flusses eine größere Zivilsiedlung gewesen ist.

Für unser Waldstetten käme man weiter in der Bestimmung des hier untergebrachten Welschenvolks, wenn man den Fundort und die Fundverhältnisse zweier *alemannischer eiserner Saxe* (Kurzschwerter) kennen würde, die der im Felde gebliebene junge Archäologe Dr. Hermann Stoll im Balingen Museum einst gesehen und notiert hat. Für die älteste Geschichte der beiden jetzt zusammengeschlossenen Orte Weilheim-Waldstetten wäre gerade die Kenntnis der Herkunft der Stücke bzw. des daraus zu erschließenden kleinen *alemannischen* Friedhofs von großer Wichtigkeit.

Den beiden Dörfern ehrwürdigsten Alters wieder zu ihren über tausend Jahre alten Urnamen verhelfen zu können, wäre mir größte Freude. *Peter Goessler*

Der Weinwagen des Ochsenwirts

Ein Schwank, erzählt von Amalie von Furtenbach

Dornstetten ist ein kleines Städtchen an der Grenze des Nordschwarzwalds. Es ist wegen seiner Lage und in seiner Glanzzeit als Festung bedeutend gewesen. Noch heute erfreut sich das heimatliebende Auge an dem altertümlichen, auf eine Bergnase hinausgebauten Städtchen. Innen hat es einen engen Marktplatz, um den schöne Fachwerkhäuser stehen. Da ist das breite Rathaus mit seinen zwei, drei Kornböden und gleich daneben das Gasthaus zum Ochsen. Nicht das geringste gibt der „Ochsen“ dem städtischen Rathaus nach: er ist ebenso hoch, breit und stattlich. Die Ochsenwirte sind und waren allezeit wohlhabende Wirte und so rechtlich als ihr Beruf es nur zuließ. Von jeher sind sie darauf bedacht gewesen, ihren Wein aus bester Hand zu beziehen. Dazumal war das Elsaß die beliebteste Weingegend. Alljährlich im Herbst fuhr der Ochsenwirt mit eigenem Fuhrwerk nach Straßburg zum Weineinkauf. Sein Vater, sein Großvater, sein Urgroßvater hatten es schon so gehalten. Und allemal stand vor dem „Ochsen“ der Weinwagen mit seinen zwei Fässern über Nacht reisefertig.

Der Ochsenwirt war gründlich; für eine solche wichtige, weite Reise, wie er sie morgen vorhatte, bereitete er auch das Kleinste genau vor. So lagen die Fässer auf Faßlagern, Stroh war untergeschüttet und jede Nabe glänzend geschmiert, daß auf den steinigen Straßen kein unnötiges Rütteln verursacht würde und auch die Pferde geschont würden. Nachdem der Ochsenwirt mit seinem Knecht noch einmal alles nachgesehen hatte, ging man im „Ochsen“ zeitig zur Ruhe. Um drei Uhr wollten sie zum Städtle hinausfahren. Dem Nachtwächter hat er seinen Weinwagen noch einmal besonders ans Herz gelegt und der hat auch sein Bestes für die Nacht versprochen.

Vorn und hinten eine Laterne, stand der Wagen vor dem Gasthause grade an der Stelle, wo der Marktplatz sich verengt, so daß aus ihm die schmale Hauptstraße des Städtleins wird. Die Giebel reichen dort einander in ihren höchsten Stockwerken beinahe die Hände; nur ein schmaler Himmelsstreifen bleibt sichtbar. Und aus dem fiel eine Sternschnuppe herunter; „und das bedeutet Glück“, sagte laut der Nachtwächter, der in diesem Augenblick den „Ochsen“ passierte, um die zwölfte Stunde anzusagen. Allein im halben Spruch erstarrte er jählings: zwei junge Burschen torkelten plötzlich vor ihm her, so nah, daß er einen hätte greifen können! Just die zwei, die er schon seit Tagen dingfest zu machen trachtete und die ihm stets entschlüpfen waren. „Wartet ihr Kerle“, knurrte der Rauser-Jakob, „heut fang ich euch“. Tat einen großen Schritt – seine Hand griff ins Leere, er stürzte. Klirr der Laterne, Schlag der Hellebarde belferten durch die Stille. In lohendem Zorn und Amtseifer raffte er sich auf, den Zechbrüdern nach. So oft die Hand des Gesetzes sich nach ihnen ausstrecken wollte, glitten sie in einen Schatten, um eine Hausecke. Aber er wollte sie

ganz gehörig hineintreiben, sie würden schon genug kriegen! Wozu auch kannte er jedes Eck und jeden Winkel? Endlich, endlich hatte er seine zwei Nachtbummler in dem dunkelsten engsten Winkel zwischen der alten Zehentscheuer und der Stadtmauer. Das kleine Törlein dort war verschlossen und verrostet, da entwich ihm keiner. Er stellte sich breitbeinig mit seiner Hellebarde vor die zwei Nachtgesellen. Aber zum Henker! Die zwei Saufbrüder waren von einer zähen Sorte und er, der Nachtwächter Rauser, hätte besser getan, sogleich den Polizeidiener Wilhelm Klumpp zu alarmieren. Es war mehr als ein Heldenstück, die zwei unruhigen Gesellen mit der Hellebarde in Schach zu halten, immer wieder wollten sie ihm ausbrechen. So lief die sternenhelle stille Nacht dahin, ohne daß der Nachtwächter es merkte oder eine Stunde ausgerufen hätte.

Was war das? Rief da nicht einer? Jetzt! deutlich: „Mordio! Diebe! Räuber!“ Der Nachtwächter wandte sich der Schallrichtung zu. Lauter, durchdringender: „Mordio! Diebe! Räuber!“ Wie ein Blitz fiel es ihn an, und er schrie „Der Weinwagen!“ Rannte zum Markt hinunter. Die vermeintlichen Saufbrüder enteilten. „Der Weinwagen!“ Das brüllte schon nicht mehr der Nachtwächter alleine, das rief der „Ochsenknecht“ dem Wirt zu und der Wirt dem Nachbar und der Nachbar dem Nachbar.

Mit dem Glockenschlag drei war der Jörg Ul vom Ochsenwirt vors Haus getreten, seine beiden gefütterten und gestriegelten Rosse am Halfter. Er hatte schon die Zugleinen gefaßt, daß er einhaken könne, der Kleinknecht sollte ihm leuchten mit der Stallaterne. Und der leuchtet hin – – und es ist kein Wagen da!

„Himmel, Kreuz und Doria!“ fluchte der Jörg Ul. „Du grausiger Herrgott von Biberach, was soll das heißen?“ „Der Wagen ist fort, gestohlen ist der!“

Der Wirt dagegen ist stumm und stier vor Schreck: Gestohlen? Verhext ist der, denkt er grausend und wirft sogleich mit rauhem Fluch diesen Verdacht ab, er ist ein aufgeklärter Mann und glaubt bei ruhigem Blute nicht an „Sympathie“ und Hexerei – aber daß sein Wagen fort ist, und daß es keiner gemerkt hat, das ist unfassbar . . .

Als hätte einer in einen Ameisenhaufen gestochen, ist plötzlich der Marktplatz voller Menschen. Sie schwatzten aufgeregt durcheinander oder suchten da und dort im Städtlein herum, bis die Sternennacht in einen lichten Funkelmorgen entwichen war. Nun sich auch am helllichten Tage der Weinwagen nicht wollte finden lassen, zogen sich allmählich auch die Unentwegten zurück an ihre Arbeit, übernächtigt und zerstreut. Das Fragen und Munkeln wollte gar nicht aufhören.

Mit dem Mittagläuten strömte das junge Volk aus der Schule. Ein ganz kleines Schulmädchen hob sein Näslein einem Schmalzküchleingeruch und seine Äuglein einem Schwarm Tauben nach, die sich, weiß und friedlich, auf dem Rathausdach niederließen. Und plötzlich streckte es sein Fingerlein in die Höhe und schrie: „Da!“ und lauter „Da!“ Gleich waren es zwanzig Finger, die zeigten, vierzig Kehlen, die schrien: „Da!“

Vom halbangerichteten Essen liefen die Hausfrauen weg, von der unfertigen Arbeit die Bürgersmannen. Da! Aus der Luke vom allerobersten Rathauskornboden stach die Deichsel von des Ochsenwirts Weinwagen gradaus in die Tagesbläue hinein . .

Der Polizeidiener ist den ganzen Tag schon kopfschüttelnd herumgestanden. Er war ein Lediger, im Dienste der Stadt ergraut. Dennoch, ein nettes Mädchen sah er recht gerne, und manchmal träumte ihm auch – etwas aus den Tagen der Jugend. Was ihm aber heute nacht geträumt hat, ist so wunderbarlich, daß es ihn weit mehr beschäftigt als der Spuk von dem Wagen des Ochsenwirts. Der Polizeidiener hat also geträumt, mitten in der Nacht sei seine Kammertür ganz leise und weit aufgegangen und die Amei, seine schöne junge Schwestertochter sei hereingekommen und geradeswegs auf sein Bett zu, sie habe sich über ihn gebeugt, daß es ihm fast die Brust beengte und habe ihn auf seine alten bärtigen Lippen geküßt. Oh, es war ein voller, weicher, warmer Mund – er hat viel zu kurz auf dem seinen geruht – und so alt er ist, es schauert ihn, den Polizeidiener, durch und durch, wenn er dem Traum nachdenkt. Er tut es vielemale heute, wo keiner was anderes denkt als: „Der Weinwagen!“

Die Leute sind ins Rathaus gestürmt und drücken einander auf den breiten feierlichen Stiegen. Sie wollen alle dabei sein, wenn der Polizeidiener den obersten Dachboden aufschließt. Er ist doch allmählich ein arg Alter, der viel zu lang braucht, bis er sich dreht! Was läßt der einen heute warten! Es ist aber nicht vom Alter gekommen, daß es so lange gedauert hat, bis der Gewaltige erschien: scharfes Nachdenken braucht seine Weile. Und jetzt eben war es nötig, scharf nachzudenken. Er hätte unter Eid beschwören können, daß der Schlüssel vom obersten Rathauskornboden am Schlüsselbrett über seinem Betthaupt der dritte war mit dem Bart nach links und daß er gestern abend um zehn Uhr so gehangen ist. Und jetzt, wie er ihn wegnehmen will, am lichten Mittag, hängt dieser nämliche Schlüssel mit dem Bart nach rechts! Das war noch nie da! Es war doch eine verhexte Nacht . .

Nachdem endlich die Kornbodentüre aufgeschlossen war, sind die Ungeduldigsten atemlos die Stiege hinaufgerannt. Und wirklich! Auf dem allerobersten Kornboden stand der Weinwagen! Tadellos aufgestellt, kein Hälmlein Stroh fehlte, keine Nabe! In den Spundlöchern der beiden Fässer steckten sogar Blumensträußchen!

Gefoppt waren sie alle miteinander: die Herren des Gesetzes im Nachtwächter, der sich seiner Ruhmestat mit den Randalanten besonnen und sie erzählt hat. Im Polizeidiener auch, aber der schwieg, schwieg um seiner heiklen Amtsehre willen. Gefoppt waren die Bürgersmannen und die Bürgerfrauen.

Aufgekommen ist es nicht, wer den Streich ausgeheckt und wer Beihilfe geleistet hat. Sämtliche Jungmannen haben ohne Gnade anrücken, den Wagen auf dem Kornboden abschlagen und vor dem Gasthaus zum Ochsen wieder zusammensetzen müssen und beladen mit den beiden Fässern auf ihren Lagern über den Strohschütten

und keine Nabe durfte vergessen werden. Es ist ihnen merkwürdig rasch und leis von der Hand gegangen . .

An andern Morgen fuhr der Ochsenwirt um drei Uhr ab nach Straßburg zum Weinkauf. Bald darauf hat die schöne Amei Hochzeit gehabt mit ihrem Glaser-Fritz. Dem Hochzeitszug ist der Polizeidiener vorausgegangen, aufrecht und würdevoll.

Der Glaser-Fritz, der ist mein Urgroßvater gewesen.

Wegweiser für die heimatliche Volkskunde

Zusammengestellt von der Arbeitsgruppe für Volkskunde im Schwäbischen Heimatbund

X. Vieh und Haustiere

(In den unmittelbaren Zusammenhang gehören die Erläuterungen zu den Kapiteln IV, VI, IX, XIX, XX)

Die Haustiere und manche wilden Tiere bildeten von jeher ein natürliches Stück im Lebenskreis des Menschen. Sie gehören heute noch als selbstverständlicher Teil wenigstens in den des Bauern, des Dorfbewohners. Unzählige Glaubensvorstellungen knüpfen sich an sie (das Tier als Zukunftsverkünder usw.). In Redewendungen der Volkssprache, in der Volkserzählung, in Sprichwort und Redensart, in Gegenständen der Volkskunst haben diese ihren Niederschlag gefunden. Auch die Benennungen und Namen, die man für die einzelnen Tiergruppen und Tiere hat, geben viel Aufschluß über die Stellung des Menschen zum gesunden und zum kranken Tier. Wer allein schon sie sammelt und auf ihre Grundbedeutung, ihren Inhalt und ihren Gehalt prüft, hat tiefe Einblicke in die Seele des Volkes zu erwarten. Über den Einzelheiten mehr äußerlicher Feststellungen, zu welchen dieses Kapitel anregen will, darf der Gesichtspunkt „der Mensch und das Tier als sein Freund und Feind“ nicht aus dem Auge gelassen werden.

Bei der Frage nach Viehzucht und Tierhaltung – das ganze Sachgebiet strotzt von wertvollen Wörtern und Benennungen – empfiehlt es sich, vom Ort der Unterbringung der Tiere auszugehen. Es ist zu beobachten, wo der Stall liegt, wie er eingerichtet ist (Zugang, Lüftung, Futtergang, Futterloch, Mistbeförderung), welche Tiere er beherbergt. Oft gibt es für die einzelnen Gruppen von Tieren (Großvieh, Kleinvieh, Rosse, Geflügel, Kleintiere) verschiedene Ställe. Die Stellung der Tiere im Stall kann örtlich verschieden sein; sie sollte beachtet werden.

Die Ansichten über Stallfütterung und Weidgang wechselten und wechseln nach Zeit und Ort. In früheren Jahrhunderten herrschte der Weidgang; dann gab es in unserer Gegend wohl nur noch die Stallfütterung; heute neigt man wieder zur Weidewirtschaft. Wie ist es in den einzelnen Orten? Wie wird der noch bestehende oder wieder aufkommende Weidgang ausgeübt, zu welchen Zeiten und wo (Waldweide, alte Holzwiesen, Jungviehkoppel; Herbstweide; Hüter und Hirtenwesen

für Großvieh und Ziegen)? Art und Durchführung der Stallfütterung.

Im Zusammenhang mit der Arbeit im Stall (wem fällt sie zu? Geräte zur Stall- und Viehpflege, Mistablage usw.) spielt die Milchwirtschaft eine hervorragende Rolle. Von den damit betrauten Personen über die Melkgeräte, den Melkvorgang, die Verarbeitung der Milch (Butterbereitung), den Verkauf (Milchhäusle) bis zu den Mitteln zur Steigerung des Milch-ertrags ist alles erkundens- und sammelnswert.

Mit der Viehaufzucht (Farren-, Eber-, Bockhaltung; Benennung der männlichen Tiere) verbindet sich viel Eigenartiges (Bezeichnungen für die Geschlechter und die verschiedenen Altersstufen; Sicherung des Gedeihens; Abgewöhnen der jungen Tiere); ebenso mit Kauf und Verkauf (Viehhändler, Metzger und ihre Bräuche; ihre Beurteilung durch das Volk; Herrichten des Viehs zum Schlachten; Eintritt eines Stücks in den neuen Stall).

Der Stall stellt einen hohen Wert dar. Deshalb muß es viele Mittel geben, Schaden zu verhüten und zu beheben. Nicht selten entspringen sie – wie übrigens auch im Hirten- und Hüterwesen – noch heute unmittelbar dem volkstümlichen Denken und Glauben (Abwehrmittel zum Schutz von Stall und Tier).

Da und dort werden besondere Tiere für besondere Zwecke gehalten oder aufgezogen (Geißbock, „Osterlamm“). Besonderheit der Schafhaltung. Gesellschaftliche und menschliche Bewertung des Schafhalters, des Schäfers und der Schäferei (ihre besonderen Arten; Schäferhund, Tracht des Schäfers, Pferchwesen, Heilkunst des Schäfers; Schafpflege; Wollegewinnung).

Hierzulande dient die Viehhaltung im allgemeinen nicht nur dem Ertrag, sondern auch der Erleichterung der Arbeit. Auch Kühe werden als Zugtiere benützt. Ortweise bedeutet die Verwendung von Kühen bzw. Ochsen bzw. Rossen zum Zug einen gesellschaftlichen Unterschied. Ebenso mehrfach die Benützung der Rosse als Reittiere. Wo ist das Reiten gewöhnlich, wo nur bei bestimmten Gelegenheiten üblich und bei welchen? Ausrüstung der Rosse zum Reiten (Sattelzeug, Zaumzeug und so weiter), zum Ziehen (Geschirr, Schmuck- und Sicherungsgegenstände an Kopf und Hals). Anspannarten der Ochsen und Kühe (Joch, Kummet), Zugvorrichtungen. Gewöhnen der Tiere an die Arbeit („Lehrlinge“).

Die Kleintierhaltung ist nicht nur eine Angelegenheit des Dorfs; sie führt auch wenigstens in die Klein- und Mittelstadt. Neben dem üblichen Geflügel („das Zieffer“: Hühner, Gänse, Enten) sind dabei natürlich die Hasen zu beachten. Lage und Art des Hasenstalls. Zu welchem Zweck werden Hasen gehalten? Verhältnis der Kinder zu ihnen? Lage und Art des Geflügelstalls. Gemeinschaftsweide für Gänse. Auch beim Geflügel erfordern Kauf und Verkauf, Angewöhnen ans Haus besondere Vorsicht und Sicherung. Dazu kommt hier noch der für das volkstümliche Denken bedeutsame Vorgang des Setzens. Es ist auch festzu-

stellen, wo die Aufzucht junger Hühner stattfindet, ob den Farben der Hühner eine besondere Bedeutung zugesprochen wird. Volkstümliche Mittel zur Ertragssteigerung. Volkstümlicher Schutz gegen unerwünschte Brutlust. Sicherung und volkstümlicher Schutz des Hühnerhofs gegen seine Feinde. Mancherlei Vorstellungen und Bräuche sind mit den Eiern verbunden: Bestimmte Eier für bestimmte Personen (zum Beispiel Gänseier in der Osterzeit); Bedeutung schallloser Eier, kleiner Eier; Bedeutung des Dotters (Farbe!); Spiel mit Eiern (vergleiche XVIII).

Nicht vergessen darf man die Tauben. Zu welchem Zweck werden sie gehalten? Lage und Art des Schlags. Was bedeuten weiße Tauben?

Zu beachten ist auch das Verhältnis der Menschen zu bestimmten „wild en“ Vögeln, vor allem vielleicht zu der Schwalbe, der Amsel, dem Staren (Starenhäusle), der Wachtel, dem Gimpel, dem Storch.

Hund und Katze sind als Haustiere dem Dorf und der Stadt gleichermaßen verbunden. Die Katze als Zukunftskünderin. Hunde bestimmter Art und bestimmten Aussehens als Abwehrmittel. Hunde und Katzen als menschliche Nahrung – wie denkt man darüber (vergleiche Igel als Nahrung!)?

Fast ganz nur in den städtischen Haushalt gehören Kanarienvogel und Papagei; auch über sie mögen volkskundlich brauchbare Erkenntnisse zu ermitteln sein.

Eine besondere Stellung nehmen die Immen (Bienen) ein. Sie werden mit Ehrfurcht behandelt. Worin zeigt sich das? Sie haben ein ganz eigenes Verhältnis zum Menschen (zum Beispiel sollen sie bei Unfrieden der Eheleute das Haus verlassen). Schwärmen; Immenstände (Form, Farbe, Stellung, figürliche Bemalung); Wanderstände, Wandergebiete. Honigwirtschaft (Arbeitsvorgänge). Besondere Imkerbräuche.

Zum Verkehr mit seinen Tieren braucht der Mensch Lock-, Leit- und Scheuchrufe. Es gibt ihrer eine sehr große Zahl, da trotz Ähnlichkeit im ganzen viele örtliche Unterschiede im einzelnen bestehen. Sammeln mit genauer Angabe der Art der Anwendung ist erwünscht. Ebenso die Beobachtung der Fälle, in denen Blasinstrumente oder ähnliches noch für die Tiere benützt werden (zum Beispiel Gänsehirt).

In diesem Zusammenhang können auch die äußerlich sichtbaren Zeichen zur Unterscheidung der Tiere angeführt werden (Hufbrand, Kennplättchen im Ohr usw.).

Die besonderen Benennungen und Wörter sind, wie schon gesagt, in diesem Kapitel überaus zahlreich, da 1. viele Einrichtungsstücke und Geräte ihre eigenartigen Namen haben, 2. alle Tiere nach a) Geschlecht, b) Altersstufe, c) liebevoller, d) strenger Behandlung durch den Menschen verschieden benannt werden.

Im Zusammenhang dieses Kapitels muß auch vom Ungeziefer geredet werden. Wie stellt sich der Mensch dazu? Was bedeutet es ihm (z. B. Totenwurm!)? Schädlingsbekämpfung volkstümlicher Art.

Oberschwäbische Barock-, Orgel- und Musiktagung in Ochsenhausen

Um es gleich vorwegzunehmen: Die Veranstaltung war ein großer Erfolg. Über vierhundert kunstbegeisterte Menschen aus ganz Deutschland, aus der Schweiz, aus Österreich, Schweden, Frankreich und USA waren nach Ochsenhausen gekommen, um an dem ungewöhnlichen Ereignis teilzuhaben. Die Schwierigkeit, eine so große Zahl von Teilnehmern in dem kleinen Städtchen unterzubringen und zu verpflegen, wurde von dem Tagungsbüro, das der Schwäbische Heimatbund als der Hauptträger der Tagung gestellt hatte (Dr. Schahl und Frau Wittek), glänzend gemeistert. So konnte man sich den geistigen Dingen unbehindert durch äußere Unzulänglichkeiten hingeben. Barock, Orgel, Musik: die drei Programmwörter waren von verschiedenem Gewicht; das Schergewicht lag bei den Orgeln; der Barock, soweit es sich um die bildenden Künste handelt, gab den prächtigen Rahmen ab, in dem sich das ganze abspielte, und Musik erklang nicht nur von den Orgeln her, sondern wurde auch vokal von der Singgemeinde Stuttgart gepflegt, die, in der Lehrerinnenoberschule, dem früheren Klostergebäude, untergebracht, meist getrennt von der Orgeltagung arbeitete, sich aber mehrfach mit dieser zu gemeinsamem Tun zusammenfand.

Die Orgeltagung stand unter der umsichtigen, unermüdeten und liebenswürdigen Leitung von Walter Supper, Eßlingen, als dem Obmann des konstituierenden Rates für die Oberschwäbische Orgeltagung. Nach den beiden Freiburger Orgeltagungen 1924 und 1938 war sie die dritte, die in Deutschland abgehalten wurde. Die „Orgelbewegung“, die aus der ersten Freiburger Tagung hervorging, hatte sich zum Ziel gesetzt, die Irrwege, die der Orgelbau von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an gegangen war, ins allgemeine Bewußtsein zu bringen, und den wesenseigenen Charakter der Orgel, wie er am reinsten in den Orgeln der Barockzeit verkörpert ist, wiederherzustellen. Es handelt sich hierbei nicht um ein retrospektives historisierendes Unternehmen, sondern um die Rückkehr zum Wesentlichen, Überzeitlichen. Deswegen hat sich die Orgelbewegung auch überall durchgesetzt. Man kehrte sich ab von den orchesterimitierenden Orgeln der Zeit um 1900, man bekam wieder ein Gespür für die Vorzüge der mechanischen Traktur, die die unmittelbare Verbindung von der menschlichen Hand zur Orgelpfeife herstellt und ein viel beseeltes Orgelspiel ermöglicht, als es bei der pneumatischen oder elektrischen Traktur der Fall sein kann. Man pflegt auch wieder neben der Großorgel die Kleinorgel in ihren verschiedenen Formen vom „Positiv“ bis zum tragbaren „Portativ“. Die Ochsenhausener Tagung hatte sich hauptsächlich zwei Themen gestellt: die Vermittlung der Kenntnis einer Anzahl hervorragender oberschwäbischer Orgeln der Barockzeit und die Vorführung von Kleinorgeln. Täglich konnte man die herrliche Orgel von Gabler in der Klosterkirche Ochsen-

hausen hören. Besucht wurden die Orgeln von Gabler in Weingarten, von Riepp in Ottobeuren, von Holzhay in Weißenau, Obermarchtal und Rot an der Rot, schließlich die nach Suppers Angaben erneuerte Orgel in Steinhausen. Als Organisten wirkten: Prof. Walter Körner, Nürnberg, Kirchenmusikdirektor Hans-Arnold Metzger, Eßlingen, Chordirektor Eberhard Bonitz, Ellwangen, Pater Gregor Klauß, Weingarten, Kirchenmusikdirektor Hermann Feifel, Münsterorganist zu Weingarten, Prof. Fr. Högner, München, Kirchenmusikdirektor Karl Gerok, Stuttgart, Organist Karl Schmid, Ochsenhausen, Dr. Karl Gress, Ottobeuren, Prof. A. Nowakowski, Stuttgart, Dozent Herbert Liedecke, Stuttgart, und Prof. Kurt Utz, Marburg. Gespielt wurden fast ausschließlich Werke des 16. bis 18. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung süddeutscher Meister und einige zeitgenössische Stücke. Dazu kamen freie Improvisationen auf der Gablerorgel in Ochsenhausen von Eberhard Bonitz und auf der Riepp-Orgel in Ottobeuren von Dr. Greß. Unberücksichtigt blieben – und das bedauerten viele Teilnehmer – das 19. und das frühe 20. Jahrhundert, die Zeit des Verfalls des Orgelbaues, in der nur wenige Komponisten die stolze Orgeltradition fortführten, darunter die deutschen Romantiker von Mendelssohn bis Brahms, der Franzose César Franck und vor allem Max Reger, der als erster deutscher Meister seit Bach der Königin der Instrumente wieder den ihr gebührenden Platz in seinem Schaffen einräumte und dessen gewaltige Schöpferkraft von keinem der Späteren bisher erreicht wurde. Es gibt genug Werke der Genannten, die auch auf einer Barockorgel herrlich klingen.

Sechs neue Kleinorgeln (gebaut von Carl Heß, Karlsruhe-Durlach, Albert Reiser, Biberach, Link, Giengen, Gebrüder Späth, Ennetach, Walcker & Co., Ludwigsburg und Weigle, Echterdingen), dazu ein Barockpositiv aus dem Besitze des Fürsten von Waldburg-Zeil, standen in dem schönen, kürzlich restaurierten, spätbarocken Bibliotheksraum der Lehrerinnenoberschule Ochsenhausen, drei Portativs (gebaut von Studienrat Bader, Ulm, Carl Heß, Karlsruhe-Durlach, und Anton Schwenk, München) wurden in der hübschen von Supper zusammengestellten Ausstellung gezeigt. Auf den Positiven spielten Eberhard Bonitz, Harald Kugler, Rottenburg, und Karl Gerok, die die viel Feingefühl und Übung verlangende Spielweise auf den Kleinorgeln bewunderswert beherrschten. Bonitz brachte wertvolle zeitgenössische Musik von Johann Nepomuk David, Hugo Distler, Hans Friedrich Micheelsen und von ihm selbst, Kugler eine eigens für die Ochsenhausener Tagung geschriebene Sonate von Bernhard Rövenstrunck, Buchau, ein gut aufgebautes, trotz kühner Harmonik durchaus überzeugendes Stück. Gerok führte – und das war wichtig für die schwäbische Heimatforschung – Musik alter bisher kaum bekannter oberschwäbischer Komponisten vor. Direktor Willi Siegele, Bad Cannstatt, gab hierzu eine Einführung in einem höchst fesselnden Vortrag, in dem er die meist in Klöstern lebenden Komponisten behandelte: Is-

fried Kayser (Praemonstratenser in Obermarchtal um 1750), Conrad Michael Schneider (1673 bis 1752, Münsterorganist in Ulm), Franz Anton Maichelbeck (1702 bis 1750, Priester am Münster zu Freiburg), Joseph Lederer (1733 bis 1796, Augustinerchorherr im Stift Wengen zu Ulm), Franz Schnizer (geboren 1740, Benediktiner in Ottobeuren) und Sixt Bachmann (1754 bis 1825, Praemonstratenser in Obermarchtal). Ergänzend hierzu wurde in einer originellen Abendveranstaltung Musik zu Dichtungen aus oberschwäbischen Klöstern (komponiert von Schnizer und Bachmann, Leander Kremser, Pater Maurus Lindemayer und dem Weingartener Pater Maingosus Gaele) gebracht, ansprechend ausgeführt von Hans Hager, Martin Hermann und Hans-Arnold Metzger: Sonaten, Lieder und Arien, darunter das Eingangsrecitativ Gott Vaters, komponiert von einem Unbekannten, aus der berühmten schwäbischen „Schöpfung“ von Sebastian Sailer, dem Obermarchtaler Praemonstratenser. So wurde, überraschend für viele, gezeigt, daß in den oberschwäbischen Klöstern, die von den bildenden Künsten so überschwänglich reich bedacht waren, auch gediegene, wertvolle Musik geschaffen und gepflegt wurde, wobei freilich gesagt werden muß, daß sich diese nirgends in die Höhen des Genialen erhebt.

Von den zahlreichen anregenden Vorträgen und Referaten der Orgeltagung können hier nur die wichtigsten erwähnt werden: über Barockorgeln in Österreich (Rudolf Quoika, Pfaffenhofen), in Bayern (Pfarrer Johannes Mehl, Appertshofen), in Frankreich (Präsident Felix Raugel, Paris), im Rheinland (Dr. Franz Boesken, Schornsheim), über die Beziehung württembergischer Musiker des 17. Jahrhunderts zum Hamburger Organistenkreis (Professor Dr. Georg Reichert, Tübingen), über die Akustik der oberschwäbischen Orgeln (Dr. Lottermoser) mit Tonbandvorführungen, über die neuzeitliche schweizerische Kleinorgel (Musikdirektor Otto Spörri, Münchwilen, Schweiz) und über das Spezifische des katholischen Orgelbaues (Kaplan Dr. Böhringer, Stuttgart).

Bei den Aussprachen interessierte besonders die Frage, ob die süddeutschen Orgeln sich für die Wiedergabe der mittel- und norddeutschen Barockmusik, insbesondere der Werke Johann Sebastian Bachs, eignen. Die Frage konnte bejaht werden. Ferner war man sich darüber einig, daß der neue Orgelbau nicht sklavisch von den Orgelbauern der Barockzeit abhängen dürfe, sondern den Gesetzen unserer Zeit folgen müsse.

Es war selbstverständlich, daß man die Gelegenheit benutzte, auch die Kirchen und Klöster, deren Orgeln man kennenlernte, eingehend zu besichtigen. Ein zusammenfassender Einleitungsvortrag von Dr. Supper, eine einfühlsame Führung in Ottobeuren durch Dr. Greß und ein ausgezeichnete Vortrag von Dr. Schahl in Steinhausen über die oberschwäbische Barockbaukunst dienten der Vertiefung dieser Eindrücke.

Die Singgemeinde Stuttgart unter Leitung von Adolf Kendel beteiligte sich mit Chören von Heinrich Schütz

und anderen an einigen der Abendmusiken in der Ochsenhausener Klosterkirche, die wie eine köstliche Perlenkette die ganze Woche durchzogen und jedesmal mit einer deutschen gemeinsam gesungenen Complet endeten. Von diesen Abendstunden, die man in der sommerlich durchwärmten, sparsam erleuchteten, großartigen Kirche erlebte, möchten wir besonders die des Mittwoch hervorheben: Einleitend spielte Karl Gerok Hindemiths geistprühende zweite Orgelsonate und zeitgenössische Choralpartiten von Joseph Ahrens und Helmut Bornefeld; unter Leitung des Beuronen Organisten Pater Corbinian Gindele sang dann eine Knabenschola höchst einprägsam einige gregorianische Antiphone, denen wertvolle Choralintonationen von Corbinian Gindele, gespielt von Karl Schmid, Ochsenhausen, vorangingen; den Beschluß machte ein Fragment von Bach, die wunderbare feierliche fünfstimmige Fantasie C-Dur, ergänzt durch Arnold Strebel, der Gerok seine reife Orgelkunst lieh. Hier war ein Bogen geschlagen von dem Ursprung der abendländischen Musik über ihren größten Meister Bach bis zur Gegenwart, wie er eindrucksvoller kaum gedacht werden kann.

Die Tagung wurde eröffnet durch eine Ansprache des Vorsitzenden des Schwäbischen Heimatbundes, Präsident Dr. Neuschler. Die günstige Prognose, die der Tagung bei dieser feierlichen Eröffnung gestellt wurde, erfüllte sich in jeder Hinsicht. Die in der oberschwäbischen Landschaft verbrachten, randvoll mit wesentlichen Erlebnissen ausgefüllten Tage werden allen Teilnehmern unvergesslich bleiben.

Walther Genzmer

Steinhausen - Ottobeuren - Zwiefalten

Jede barocke Kirche hat ihre Thematik, das heißt ein bestimmtes Thema, das in musikalischer Weise nach den Gesetzen des Kontrapunktes, der Harmonik, Rhythmik und Melodik durchgeführt wird. Ist es ein Wunder? Musik und bildende Kunst sind sich nie so nahe gekommen wie im 18. Jahrhundert. „Gefrorene Musik“ hat man die Formen barocker Kirchen genannt. Man beobachte einmal deren Stuckfiguren während eines Orgelspiels: sie scheinen auftauen zu wollen – ! „Architektur in Tönen“ könnte man die Musik jener Zeit nennen. So wie die Architektur die geistigen Räume, welche die Musik aufbaut, sichtbar, tastbar, ausschreitbar macht, so macht die Musik die geistigen Räume der Architektur und ihre Ordnung hörbar. Das Reich, das im Norden im Musikalischen ein Bach erschaffen hat, haben im Süden die Johann Michael Fischer, Dominikus Zimmermann, Gebrüder Asam, Feichtmayr und wie sie alle heißen mögen, errichtet.

Das Thema: es ist überall da. Gestalt und Gehalt einer Kirche hängen von ihm ab. Ob – im eigentlichen oder übertragenen Sinn – der „Himmel voller Baßgeigen hängt“ und mit Beckenpauken und Posaunen gejauchzt wird oder Geigen, Flöten und Schalmeien in stillerer

Weise frohlocken, ob wir den Eindruck empfangen, daß eine großartige Symphonie aufgeführt oder eine kammermusikalische Stunde gefeiert wird, liegt bereits im Thema beschlossen.

Das Thema von Steinhausen: die schmerzhaft-muttergottes im Hochaltar, früher „auf der Saul“. Eine schmerzliche Dissonanz: die Mutter, welche den toten Sohn auf dem Schoße hält. Alles an ihr ist starre Trauer. Die weltentsagende, lebenverneinende Frömmigkeit des 14. Jahrhunderts ist nahe. Ein gotisches Gnadenbild von großer Strenge. Das Leinwandblatt des Hintergrundes zeigt die leeren Kreuze, über denen ein Engel schwebt, der den Schuldbrief zerreißt. Die Wolken brechen auf. Jubilierende Farben ertönen. Im Aufsatz schwebt der himelfahrende Christus. In der Kuppel warten der Vater und der Heilige Geist. Triumphal klingt das unten angeschlagene Motiv aus. Eine Engelkapelle läßt es in den Tutti der Streichinstrumente verbrausen. In der Kuppel des Hauptraumes aber schwebt in konzertierenden Farben und ganz im Licht gelöst die, die unten über dem Leichnam erstarrte, kaum sichtbar, wie eine jubelnde Lerche im Blau, die Mutter des Erlösers als die erste Erlöste und Vorbild der Erlösung. Aus der ohne Schmerzen weltabgewandten, verschlossenen, verinnerlichten und jenseitsgesinnenden Frömmigkeit der Gotik des Gnadenbildes entführt uns das barocke Deckenbild vollends mitten hinein in eine neue Schöpfung. Nicht umsonst erblicken wir in der Malerei im Westen das verlorene, im Osten aber das wiedergewonnene Paradies, nicht umsonst erblicken wir seitlich in prächtigen Gruppen die vier Erdteile. Denn dies ist die künstlerische Schau des Barock: die neue Erde, welche die Offenbarung herabkommen sieht gleich einer geschmückten Braut. Und wieder wandern unsere Blicke zur lichtverklärten Frauengestalt der Decke und wir atmen die Lieblichkeit, Bräutlichkeit und Jungfräulichkeit des lichten, weiten, stillen, schwebenden Raumes. Daß die Zeit erfüllt ist, erkennen wir auch daran, daß der Raum still steht. Er ist kein Longitudinal-, sondern ein Zentralraum. Er fließt nicht. Er schwebt. Die Ewigkeit scheint hereingetreten zu sein. Gott ruht von seinen Werken.

Wie anders Ottobeuren! Schon von außen: der herrscherliche Griff einer aufgestülpten Zelthaube über der Kuppel, alles zusammenfassend, sammelnd. Auch innen: gewaltig die Allmacht des um die Mittelkuppel geeinten Raumes; in dieser nicht zufällig die Gestalt der Kirche. Darunter in der Choröffnung das Thema von Ottobeuren: wiederum ein Gnadenbild, ein Gekreuzigter des 13. Jahrhunderts, dessen Formen im Grundriß der Kirche wiederkehren: der Chor das Haupt, die Querschiffe die Arme, das Langhaus der Corpus, und so alles in allem der Leib Christi und damit, nach dem bekannten Wort Pauli, die Kirche. Dies ist Ottobeuren: der Leib Christi, die Darstellung der Gemeinde als Leib Christi, die gewaltige Mutterkönigin unter den Kirchen des Barock.

Und wieder: wie anders Zwiefalten! Ihr Thema: die Säule. Die Gesamtkomposition: ein Tempel. Und damit

ist wieder gesagt: es geht um die Erde. Und wie der antike Säulentempel, so verkündigt auch dieser, daß wahre Macht nicht rohe Gewalt ist, sondern die Verwirklichung einer alles einzelnen in Liebe vereinigenden und überwindenden Ordnung, und damit: Schönheit. Dies ist der Sinn des herrscherlichen Machtanspruches der gekoppelten Kolossalsäulen an der – nicht der heiligen Nische im Osten, sondern der Welt zugewandten – Westfassade. Königlich im echten Sinne! Der Christus-königgedanke der Romanik ist wieder da. Aber diesmal ohne die strenge weltfeindliche und erdferne gerichtliche Hoheit. Sondern ganz in der Fülle der Zeit. Der Innenraum sagt es uns genauer. Den „Thronsaal Gottes“ hat man ihn genannt. Sehr zu Recht. Gott regiert, er regiert bis in die kleinsten Formen der Stuckornamentik hinein, die sich selbstlos hingeben, und er regiert als Liebe im Sinne des Schillerschen Liedes an die Freude: „Seid umschlungen Millionen“.

Was die Wirklichkeit versagt, was die Welt verneint: unsere Meister haben es erschaut und gestaltet. Und nicht nur sie haben darüber den Frieden des Herzens gefunden. Aber auch für den Barock gilt: *res severa verum gaudium* (eine ernste Sache ist die wahre Freude).

Adolf Schabl

Internationaler Volkskunde-Kongreß

Auch den württembergischen Freunden der Volkskunde mag es wertvoll sein, zu erfahren, daß Ende August in Stockholm ein „Internationaler Kongreß für europäische und westliche Ethnologie“ stattgefunden hat. Die Tagung stellte das erste internationale Zusammentreffen von Volkskundeforschern dar. Schon 1938 hatten die schwedischen Vertreter auf 1940 dazu eingeladen. Jetzt erst konnten sie in Zusammenarbeit mit der Commission Internationale des Arts et Traditions Populaires (CIAP) in der UNESCO den Plan verwirklichen. Sie stellten dafür ihre reiche wissenschaftliche Erfahrung und ihre ausgezeichneten Forschungseinrichtungen zur Verfügung. Die Besprechungen der rund 250 Vertreter aus den meisten europäischen Ländern und aus den USA zeigten, daß man sich überall wieder ernste Gedanken macht über Inhalt und Aufgabe der volkskundlichen Forschung, über die Abgrenzung des Fachgebiets von dem der Nachbarwissenschaften und daß man mit diesen zusammenarbeiten will. Wie stark die Frage der Terminologie (internationale Bezeichnung des Fachs: Ethnologie, Anthropologie?) die Forscher beschäftigt, konnte überraschen. Daneben stellen sich allenthalben ähnliche Fragen (kartographische Festlegungen, Atlaswerke, historische Volkskunde, Mischgebiete, Bestand des Bauerntums). Besonders auf dem Gebiet der Atlaswerke und der volkskundlichen Museen wurde zu internationaler Zusammenarbeit aufgerufen. Was von den besonderen Problemen und Aufgaben der gegenwärtigen deutschen Lage mitgeteilt wurde, fand starke Beachtung.

Dölker

Volks- und Kinderreime der Deutschen aus Bessarabien – gesammelt und herausgegeben von *Friedrich Fiechtner*. (96 Seiten. Stuttgart 1949. DM 2.50 + 0.20 Porto. Zu beziehen durch die Bessarabiendeutsche Arbeitsgemeinschaft Stuttgart W, Leuschnerstraße 48 A.) Für Württemberg verfügen wir nur über wenige Sammlungen von Kinderliedern und -reimen; sie gehen beinahe in die Mitte des letzten Jahrhunderts zurück; die Namen Anton Birlingers und Ernst Meiers sind damit verbunden. Es ist aufs tiefste zu bedauern, daß uns eine neuere Ausgabe bislang fehlt, obwohl Stoff in reicher Fülle dazu vorhanden wäre – manche Heimatbücher geben einen gewissen Vorgeschmack davon. Der Mangel kommt einem schmerzlich zum Bewußtsein, wenn man das Bändchen aus Bessarabien zur Hand nimmt. Auf beinahe wunderbare Weise hat der Lehrer Friedrich Fiechtner seine reichen volkskundlichen Sammlungen über die Wirren der Zeit retten können. Das vorliegende Büchlein bietet einen ersten Teil davon. Daß solche Veröffentlichungen heute von größtem Wert sind, braucht hier kaum gesagt zu werden. Sie stärken dem Heimatvertriebenen das Selbstbewußtsein im neuen Glauben an sein heimatliches Geistesleben; sie zeigen dem Einheimischen, wie irrig es wäre anzunehmen, daß die jetzt neu zu uns Gekommenen nichts besitzen und mitgebracht haben, und sie lassen ihn erkennen, wie verwandt alt und neu doch ist. Im Falle der Bessarabier ist dies natürlich besonders deutlich; jede Zeile von Fiechtners Sammlung beweist es, daß in ihnen nur die eigenen Landsleute wieder in die Heimat zurückgefunden haben. Die gelegentlich zum Vergleich beigezeichneten Verse und Reime aus Württemberg tun ein übriges neben den so vertrauten Klängen der nicht selten in mehrfacher Fassung gebotenen Verse. Aus diesem Sammelgut mögen auch Kindergarten und Schule schöpfen, solange die eigene württembergische Sammlung noch fehlt; es ist im wesentlichen kein stammesfremder Bestandteil darunter. Nicht hoch genug kann der Wert einer solchen Sammlung für den Volkskundforscher angeschlagen werden. Ihm bietet sie in gewissem Sinn eine Bestandsaufnahme aus einer fast geschlossen lebenden Stammesgruppe außerhalb der Reichsgrenzen. Es ist ein dringendes wissenschaftliches Bedürfnis, daß derartige Aufnahmen und Aufzeichnungen für alle Gruppen der Heimatvertriebenen gemacht werden, ehe es zu spät ist. Möge es dem Herausgeber gelingen, im Laufe der Zeit auch die andern Sammlungen, über die er verfügt, an die Öffentlichkeit zu bringen.

Heinrich Wagner, Die Entwicklung des Katasters in Württemberg. Als Manuskript vervielfältigt vom Innenministerium Württemberg-Baden, Stuttgart 1950. DM 5.– (Kartenverkaufsstelle der Abt. Topographie, Stuttgart N, Büchsenstraße 54). Das Werk geht auf den ersten Blick nur den Geometer an. Genauer betrachtet gibt es aber jedem, der mit den Fragen zu tun hat – bei welchem Volkskundler wäre das nicht so? – in zuverlässiger, klarer und eingängiger Art sehr wichtige Aufschlüsse über Grundbegriffe, die dem Nichtfachmann im allgemeinen eben fremd sind (Flurkarten und ihre Entstehung, Primärkataster, Reichskataster u. v. a.; unter dem schlichten Titel „Vermarkung“ versteckt sich zum Beispiel eine Zusammenfassung der Geschichte des Grenzrechts, des Untergangs, der Marksteine und ihrer Behandlung). Für den Flur- und Flurnamenforscher, der sich über die Grundlagen der von ihm benutzten Karten unterrichten will, unentbehrlich.

Paul Schmid, Heidenheimer Vornamen aus vier Jahrhunderten (Meuer, Heidenheim a. d. Br. 1951, 20 S., DM 1,20). Das Heftchen, als „Beitrag zur Namenforschung und Heimatkunde“ bezeichnet, gibt eine dem Personennamenforscher und dem Volkskundler äußerst willkommene Zusammenstellung des Vornamenbestands einer Stadt zwischen 1560 und 1940 und dazu einige wertvolle Hinweise auf die Namengebung. Beobachtungen über die Bindungen der Vornamengebung bzw. ihre Auflösung, die sich vorher nur auf Grund von örtlicher Aktenforschung machen ließen, können jetzt wenigstens für ein Beispiel bequem ohne Archivbesuch angestellt werden. Es wäre schön, wenn Lokalforschern dadurch der Weg gewiesen würde, nun die ihnen zu Hand liegenden Taufbücher entsprechend auszuholen.

Beiträge zur württembergischen Apothekengeschichte. Herausgegeben von Armin Wankmüller, Bd. I, Heft 1, 1950, Heft 2, 1951 (je 32 S. zu beziehen durch A. Wankmüller, Tübingen, Fürststraße 9; DM 3.30, im Abonnement DM 3.–). Ein junger Apotheker hat es sich zur Aufgabe gemacht, das württembergische Apothekenwesen in seiner Geschichte aufzuhellen. Unter manchen persönlichen Opfern unternimmt er es, in kleinen Heftchen Beiträge eigener und fremder Forschung vor die Öffentlichkeit zu bringen. Aus seiner Feder dürfte noch mancher Aufschluß zu erwarten sein, vorausgesetzt, daß er die nötige geldliche Unterstützung seiner Arbeit findet. Diese geht vorwiegend die Landesgeschichte an; doch ist zu beachten, daß dabei auch allerlei für den Volkskundler abfallen wird.

Hinterglasbilder, eingel. von Dieter Keller. (Aussaat Verlagsgesellschaft, Lorch, 1948. 15 S. Text, 56 S. Bilder, darunter 8 farbige, DM 4,80). Das handliche Büchlein bietet in guter Ausstattung geschickt ausgewählte Proben von volkstümlicher Hinterglasmalerei aus früherer Zeit und von Arbeiten moderner Künstler. Damit bekommt der Volkskundler wie auch der Kunstbeflissene eine sehr brauchbare kleine Sammlung von Stücken dieser reizvollen, wenn auch etwas abseitigen Kunst in die Hand. Die Texteinleitung unterrichtet über ihre Technik, ihre Geschichte und ihre Verbreitung.

A. Neher, Karl Weitzmann, der oberschwäbische Volksdichter. (Rechtenstein a. d. Donau, Selbstverlag des Verf. o. J. 48 S. DM 1,70.) Das Heftchen ist einem der oberschwäbischen Klassiker der Mundart- und Volksdichtung zu seinem 120. Todestag (1948) gewidmet. Es enthält einige Aufsätze über die literargeschichtlichen und menschlichen Beziehungen, in denen Weitzmann stand, und beschäftigt sich ausgiebig vor allem auch mit seinem dramatischen Schaffen. Dölker

Mathilde Planck, Karl Christian Planck. (Frommanns Klassiker der Philosophie XXXII. Fr. Frommanns Verlag, Stuttgart 1950, 200 Seiten.) Der schwäbische Philosoph K. Chr. Planck (1819–1880) verdient in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Denn er hat unserer Zeit wirklich etwas zu sagen, hauptsächlich durch seine Rechts- und Gesellschaftsauffassung und durch die sich daraus ergebende berufständische Ordnung, die er auch als Beitrag zur Lösung der geistig-sittlichen Nöte seiner Zeit empfahl. Aber er verdient ebenfalls Beachtung wegen seiner Kritik an der Entwicklung der deutschen Geschichte und des deutschen Geisteslebens des 19. Jahrhunderts. Dazu tritt in der vorliegenden Darstellung seiner Tochter, die viel Unveröffentlichtes benutzte,

noch der Reiz eines Kulturbildes und einer Persönlichkeitsbezeichnung, die manche wertvolle Züge der Vergangenheit vor dem Vergessenwerden retten. Wir erleben ein Stück deutschen Familienlebens in seiner schwäbischen Ausprägung mit; wir erfahren anschaulich, wie bescheiden und doch erfolgreich man früher leiste; wir lernen die einstigen Schul- und Hochschulverhältnisse in wichtigen Ausschnitten kennen; wir nehmen Anteil an der deutschen Politik besonders von 1848 bis nach 1870 und sehen nicht zuletzt, wie eine freiere, weiter und tieferblickende Auffassung des Christentums schwer gegen mißgünstige Fehldeutung zu ringen hatte. Vor allem prägt sich uns das Bild eines in jeder Richtung äußerst gewissenhaften, sich selbst und dem Höchsten stets treubleibenden Charakters ein, der kaum je das ihm gebührende Wirkungsfeld bekam und der sich so immer mehr als ein Prediger in der Wüste vorkommen mußte. Das Buch stellt auch eine Blütenlese aus dem Gesamtwerk des Philosophen dar, mit Ausnahme des für eine Sonderausgabe vorgesehenen „Testaments eines Deutschen“. Dabei hat die selbst im öffentlichen Leben tätig gewesene Tochter das auch heute noch Wichtige auszuwählen gewußt und so der Verlebendigung und der Erneuerung des Andenkens an ihren Vater gedient, einer Aufgabe, der sie namentlich ihr geistesfrisches Greisenalter unermüdlich gewidmet hat. Damit hat sie auch nicht zuletzt die nur ihr mögliche Unterlage für seine bessere wissenschaftliche Einreihung in die deutsche Geistesgeschichte gegeben.

G. Widmann

Fritz von Graevenitz, Albert Volz, ein Bauernkünstler im Schwarzwald (Chr. Belser, Stuttgart 1951). Mit diesem Büchlein will Graevenitz einem jungen Künstler unserer Tage den Weg bereiten helfen. In der bekannten knappen, im Wort treffenden Darstellungsweise berichtet er von einem seiner Schüler, der kriegsverletzt in seine Hände kam, von ihm ausgebildet wurde und – da er Bauer war – auf sein Dorf zurückkehrte. Aber dieser Schüler ist Künstler, und er bringt es tatsächlich fertig, zugleich Bauer und Bildhauer zu sein. Mit der schweren Hand, mit der er den Pflug führt, schafft er seine Bildnisse und Grabsteine. Und seine Arbeiten behalten das Bäuerisch-Klar-Einfache, sind vollwertige Plastik – aber eben mit der Handschrift eines Bauern geschrieben. Es ist Graevenitz sehr zu danken, daß er das Wort für einen viel jüngeren, seiner eigenen Art in manchem Entgegengesetzten ergreift – ihn ganz aus der künstlerischen Substanz deutend.

Dames

Fundberichte aus Schwaben, Neue Folge X, 1938–1950, I. Teil, bearbeitet von O. Paret mit 9 Tafeln und 26 Textabbildungen, Stuttgart 1951, E. Schweizerbarthsche Verlagsbuchhandlung. Der letzte Bericht über vor- und frühgeschichtliche Bodenfunde in Württemberg und Hohenzollern erschien 1938 als Neue Folge IX (X brachte die Arbeit von O. Paret „Der Untergang der Wasserburg Buchau“). Die Bearbeitung von O. Paret und die Mitarbeit eines Stammes von erfahrenen Fachwissenschaftlern (Kost, Lau, Mattes, Nagel, Reinhard, Rieth usw.) machen auch diesen Band zu einem zuverlässigen Nachschlagewerk. Besondere Aufmerksamkeit verdienen ein jungsteinzeitliches Familiengrab bei Altshausen (Kreis Mergentheim), ein Hort von Steingeräten bei Oedheim, hallstattzeitliche Grabhügelfunde bei Deckenpfronn, Dormettingen, Hunderingen (Hochmichele), Mörsingen, Tailfingen, Funde in Flachgräberfeldern der keltischen La-Tene-Zeit bei Birkenfeld und Darmsheim, sowie die Ausgrabung einer keltischen Salzgewinnungsstätte in Schwäb. Hall. Der Abdruck von Akten der Herzöglichen Kunstkommission über einen Steinbeifund bei Mundelsheim

im Jahre 1771 ist besonders zu begrüßen. Die Funde aus der Römer-, Alemannen- und Frankenzeit sollen in einen folgenden Band aufgenommen werden. Außer den Nachrufen auf Augustin Krämer, Walther Veeck, Günter Beiler und Eduard Peters ist dem vorliegenden Band zugegeben ein Bericht über das Landesmuseum in den Jahren 1938 bis 1950, der eine wertvolle Ergänzung des im Heimatbuch 1949 gegebenen Berichtes darstellt.

Lesebuch für Orgelleute, von Walter Supper, Kassel und Basel, Bärenreiter-Verlag, o. J. (1951). Das Büchlein ist geschrieben von einem, der die Orgel liebt für alle, die die Orgel lieb haben, und läßt in unmittelbarer lebendiger Frische sprechen, was je und je aus solcher Liebe gesagt wurde: 1. das Menschliche und Persönliche in dem Kapitel „Lebensweg des Organisten“, 2. das Übermenschliche und Überpersönliche in „Vom Wesen der Orgel“, in „Musica sacra“ und „Vom Orgelspiel, Improvisieren und Aufführen“, 3. den Dienst, der Organist und Orgel verbindet, und endlich in drei weiteren Kapiteln Dichtungen und Erzählungen um diese Dreieit, Meinungen über Orgelweihe und „Allerlei Sprüche an die Orgel zu schreiben“, über allem Ernst kommt der Scherz nicht zu kurz, der nun einmal zu einem frohen orgelliebenden Herzen gehört.

Konrad Hornschub AG Baumwollspinnerei, Zwirnerei, Weberei, Bleicherei, Färberei und Ausrüstung. Das Jahr 1950. Gerne zeigen wir diesen Werkbericht an, der in vorzüglicher Ausstattung, versehen mit zahlreichen Abbildungen, aus vielen Einzelzügen das lebendige Gesamtbild des Werkes zusammenträgt, seiner Menschen, sowohl des Unternehmers wie des Arbeiters, seiner Arbeit in ihrem Dienst und ihrem Lohn. Im Mittelpunkt steht Urbach, daneben werden die Niederlassungen in Weißach und Hedelfingen behandelt. Besonderen Dank wissen wir für die Faltblätter, auf denen die Entwicklung der für das Ortsbild und die Landschaft wichtigen Baulichkeiten dargelegt wird.

August Lämmle, Ein viel mißbrauchtes Volk, Volkstum und Heimat in Baden und Württemberg, Karlsruhe-Durlach o. J. In diesem kleinen Heft legt der Verfasser ein Bekenntnis ab zu dem größeren Schwaben wider die politische Entwicklung fast zweier Jahrtausende („drei Teilungen“), wider die Verschiedenartigkeit der natürlichen Landschaften, der Wirtschaftsformen, der geistigen Räume usw. „Baden und Württemberg sind zwei organisch zusammengehörige und einander ergänzende Länder und Völker. Zusammen können sie das leisten, was Schwaben schon einmal in der Weltgeschichte geleistet hat.“ Manchem wird der Hinweis auf die Herleitung des Wortes „Biedermeier“ von dem Werk „Das Buch Biedermeier“, das 1853 von Adolf Kußmaul und Ludwig Eichrodt herausgegeben wurde, wichtig sein.

Ravensburg. Ein historischer Führer. Lage und Geschichte, Straßen und Batten, Vororte und Umgebung einer alten Reichsstadt. So lautet der Titel eines von der Volkshochschule Ravensburg herausgegebenen und von dem Archiv der Stadt, Studienrat A. Dreher, verfaßten Büchleins, das zu dem erstaunlichen Ladenpreis von DM 1.80 angeboten wird. Gerne nimmt man die stichwortartige Fassung in Kauf, wenn der Verfasser, wie in diesem Fall ein Sachkenner und Fachmann mit Sinn für das Wesentliche ist. Das handliche Format ermöglicht das Lesen auf der Straße. Ein beigegebener Stadtplan mit besonders gekennzeichneten städtebaulich wichtigen Denkmalen erleichtert dem Fremden das Sich-zurecht-Finden. Schabl

Wie ist dies möglich?

Es ist eine Tatsache, daß handwerkliche Arbeiten sich in der Allgemeinheit immer einer gewissen Wertschätzung erfreut haben und noch erfreuen. Dies gilt auch für die Kunstschmiedearbeiten der Vergangenheit, vor allem der höchst kunstvollen Wirtshausschilde des 18. Jahrhunderts, deren frei und leicht geschweifte Formen dem Eintretenden eine beschwingte Heiterkeit vorzuleben und ihn zu dieser aufzurufen scheinen? Oder ist unsere Fröhlichkeit so sehr eine andere geworden, daß wir dies nicht mehr sehen? Man sollte es meinen, wenn man in der Teck-Rundschau vom 16. Oktober 1951 folgendes liest:

„Seit 200 Jahren hängt am früheren Gasthaus zur ‚Traube‘ ein prächtiger Wirtsschild aus dem 18. Jahrhundert, der schönste in der Stadt Kirchheim, ein Meisterwerk Kirchheimer Handwerkskunst. Er war ein Schmuck des Stadtbildes, und jeder Bürger und Gast der Stadt, der Freude und Verständnis für Altertümer hat, freute sich an dem alten Kunstwerk.

Heute liegt dieses Kunstwerk zerschlagen im Alteen! Bei der Restaurierung des Hauses wurde der Schild abgenommen, ein Altmetallsammler nahm ihn an sich, zerschlug ihn und verkaufte die Stücke als Altmetall. Wie konnte dies geschehen? Wenn das kunstvolle Fachwerk der Hausfront herausgearbeitet ist, wäre der Wirtsschild ein prächtiger Schmuck des ganzen Hauses geworden.“

Auch aus Winnenden schreibt man uns ähnliches:

„Hier in Winnenden befinden sich neben vielen fein gestalteten älteren Häusern auch drei besonders künstlerisch ausgeführte Bauten, die, aus weichem Material hergestellt, dem Verfall entgegengehen, ohne daß die Mittel zu einer kostspieligen Erneuerung zur Verfügung stehen. (Auch der Brunnen im Anstaltshof wäre zu erwähnen, für den wohl vom Staat etwas zu erhoffen ist.) Das kulturelle Verständnis für die Bedeutung der Werke ist aber hier gering, obwohl man andererseits um den Fremdenverkehr (und Besuch der Wirtschaften) bemüht ist. So ist auch das schöne große Wirtshausschild an der „Sonne“ bei Erneuerung der Front beseitigt und durch einen stilllosen Leuchtkasten ersetzt worden, in einem Abschnitt der Straße, der den Charakter eines alten Städtchens sonst noch am besten und einheitlichsten wiedergibt.“

Muß man denjenigen, welchen die Vorwürfe der Barbarei und des Kulturbolschewismus nichts anhaben und die gegen die Zerstörung von Kunstwerten gleichgültig sind, noch sagen, daß es zum mindesten unklug ist, solche Werte zu zerstören, weil es immer noch Menschen, Anstalten und Vereine gibt, die diese Werte in Form von Geld auf den Tisch zu legen bereit sind? Es ist weit mit uns gekommen. –

Rückschau auf die Veranstaltungen der Monate Juli bis Oktober

Auch weiterhin standen sowohl in Stuttgart, als auch in den größeren Ortsgruppen des Landes Studien- und Lehrfahrten im Mittelpunkt der Veranstaltungsprogramme. Es hat sich dabei erwiesen, daß die Benutzung von Omnibussen von Seiten des Bundes durchaus nichts mit der Zeitkrankheit der Omnibusseuche zu tun hat, sondern ein sehr zweckmäßiges Mittel darstellt, um insbesondere schwer erreichbare und entlegene Orte im Rahmen eines bestimmten Lehr- und Studienplanes miteinander in Verbindung zu bringen. Auch hier ist die Technik nicht „an sich“ böse; ihr Geheimnis ist das des Menschen, der sich ihrer bedient.

In mehreren Orten, so in Schwäbisch Gmünd und Nürtingen, haben sich dabei zwanglos sehr fruchtbare Arbeitsgemeinschaften mit den zuständigen Volkshochschulen ergeben, die auch weiterhin gepflegt werden sollen. Heimatpfleger Wille von Schwäbisch Gmünd führte dabei unter Mitwirkung von Dr. Schahl das eine Mal nach Wasseralfingen (Schaffner-Altar), Fachsenfeld (Hermann Pleuer), Waiblingen (Burgstallführung von Herrn Nuber), Niederalfingen („Neuromanische“ Burg des 16. Jahrhunderts), Abtsgmünd (romanisches Kirchturm-untergeschoß), Leinroden und Laubbach; das andere Mal unter dem Titel „Herzog Karl Eugen und seine Zeit“ nach Ludwigsburg, Solitude, Hohenheim mit Abschluß in der ehrwürdigen Heiliggrab- und Auferstehungskirche Denkendorf. Nürtingen fuhr bei schönem Spätherbstwetter zu den Burgen, Ruinen und Schlössern der mittleren Jagst, wobei die stauffische Reichsburg Leofels und das wahrscheinlich auf ein Veitsheiligtum der Zeit um 1033 zurückgehende Oratorium (Krypta) in Unterreggenbach besonders eindrucksvoll waren. Kirchheim/Teck unter Studienrat Lau besuchte die Kirchen des Oberschwäbischen Barock. Leonberg mit Fr. Schmückle ging den Spuren der salischen und stauffischen Kaiserzeit im Remstal nach; besonders groß war die Teilnehmerzahl bei der Barock- und Orgelfahrt nach Oberschwaben, mit Dr. Supper und Dr. Schahl. Stuttgart selbst führte die angekündigten Fahrten durch, die sich lebhafter Beteiligung vor allem auch von Mitgliedern und Freunden aus der weiteren Umgebung erfreuten. Über die Oberschwäbische Barock-, Orgel- und Musiktagung wird gesondert berichtet (S. 210).

Veranstaltungen im Winterhalbjahr 1951/52

Der Schwäbische Heimatbund führt auch dieses Winterhalbjahr, sowohl im Lande als auch in Stuttgart eine Anzahl von Veranstaltungen durch, zu deren Besuch Sie hiermit höflichst eingeladen werden.

Über die Veranstaltungen im Lande werden die Mitglieder der in Betracht kommenden Orte entweder durch die Heimatpfleger des Bundes oder durch die Geschäftsstelle unterrichtet.

Für Stuttgart und Umgebung sind mehrere Vorträge, Fahrten und Führungen vorgesehen. Sämtliche Vorträge finden in der Technischen Hochschule, Keplerstraße, Hörsaal 15 (Erdgeschoß links) statt; Änderungen werden rechtzeitig in der Zeitschrift bekanntgegeben. Der Eintritt für Mitglieder und Angehörige ist frei. Für die Fahrten und Führungen ist Anmeldung erforderlich; die Teilnehmerzahl an den Führungen ist beschränkt.

November

Sonntag, 18.: „Die Schwäbischen Kunstschatze im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg“, Studienfahrt mit Omnibus (geheizt). Abfahrt 6.45 Uhr Karlsplatz Stuttgart, Rückkunft 22.30 Uhr. Fahrpreis einschl. Eintritt und Führung DM 15,50.

Freitag, 23.: Vortrag von Oberbaurat Dr. P. Faerber „Stadtplanung und Baukunst in Stuttgart um 1800“, mit Lichtbildern. Beginn 20 Uhr.

Dezember

Samstag, 1.: Führung durch die Schickhardt-Ausstellung des Staatsarchivs, Gutenbergstr. 109. Beginn 15.30 Uhr. Teilnehmergebühr DM 0,50, Führung: Dr. Decker-Hauff.

Samstag, 8.: Führung durch die Werkstatt des Malers und Radierers W. Romberg mit Erörterung der Graphischen Techniken. Beginn: 15 Uhr, Treffpunkt: Stuttgart-Sonnenberg, Uhlandstr. 16. Eintritt frei.

Sonntag, 9.: Studienfahrt in Omnibus (geheizt) nach Rottenburg/Neckar mit Besichtigung der dortigen Krippenausstellung; Führung: Dr. A. Walzer. Abfahrt: Karlsplatz Stuttgart, 9.30 Uhr. Rückkunft um 19 Uhr. Teilnehmergebühr DM 6,50.

Weitere Veranstaltungen werden laufend in unserer Zeitschrift bekanntgegeben.

Außerdem laden wir hiermit zur Beteiligung an einer Lesegemeinschaft ein, die monatlich, beginnend mit dem 5. 11. 1951, im Konferenzraum (Zimmer 20) des Pädagogischen Instituts, Hegelplatz, Lindenmuseum, II., zusammentritt. Beginn: 19.30 Uhr, Ende 21 Uhr. Anmeldung erforderlich. Es wird Neues und Vergessenes aus dem Gebiet der Heimatliteratur gelesen und besprochen.

Wir machen unsere Mitglieder darauf aufmerksam, daß sie gegen Vorzeigen der Mitgliedskarte die Ausstellung „Die Schwäbische Alb und ihr Vorland“, die der Schwäbische Albverein in der Württ. Staatsgalerie, Stuttgart, Neckarstraße 32, veranstaltet, zu nur DM 0,50 anstatt DM 1.– besuchen können. Dieselbe Ausstellung wird vom 24. November bis 16. Dezember 1951 in Ulm

(Spendhaus), vom 22. Dezember 1951 bis 6. Januar 1952 in Rottweil gezeigt werden. Auch an diesen Orten haben unsere Mitglieder ermäßigten Eintritt.

Unsere Göppinger Mitglieder weisen wir darauf hin, daß die dritte Wanderausstellung „Kunst in Württemberg“ mit der Sonderschau „Kunstpreis der Jugend 1951“ vom 10. bis 25. November im Saal des Altersheims St. Martinus, Marktstraße 40, zu sehen sein wird.

Einbanddecken 1951

Wir empfehlen unseren Mitgliedern, die die Zeitschrift einbinden lassen wollen, uns dies jetzt oder gegen Ende des Jahres mitzuteilen. Es besteht die Möglichkeit, durch uns sowohl die Einbanddecke mit Titel und Register zu beziehen, als auch den Einband selbst besorgt zu erhalten, der bei größerer Bestellung zu einem wesentlich billigeren Preise wird ausgeführt werden können. Im letzten Falle ist Übersendung aller 6 Hefte an uns erforderlich.

An unsere Mitglieder!

Der Schwäbische Heimatbund liefert seinen Mitgliedern eine Zeitschrift, deren Herstellungskosten in zunehmendem Maße die Höhe des gewöhnlichen Mitgliedsbeitrages übersteigen. Von einer Erhöhung dieses Beitrages möchten wir möglichst absehen. Dagegen wären wir dankbar, wenn unsere Mitglieder, soweit sie dazu in der Lage sind, ihren Jahresbeitrag – sei es für dauernd, sei es zunächst für das Jahr 1952 – freiwillig erhöhen oder uns eine einmalige Spende zukommen lassen wollten (Zahlkarte liegt bei). Wir sagen im voraus unseren Mitgliedern und Freunden Dank für die verständnisvolle Erfüllung dieser Bitte.

Heimatsbuch 1949

Noch immer ist eine Anzahl von Heimatsbüchern bei den in Heft 5/1950 angegebenen Stellen nicht abgeholt worden. Wir weisen nochmals darauf hin, daß alle Mitglieder des Jahres 1949 das Heimatsbuch als kostenlose Vereinsgabe erhalten. Später beigetretene Mitglieder erhalten es gegen Nachzahlung des Jahresbeitrages 1949. Heimatsbücher, die in Stuttgart bis Ende Dezember nicht abgeholt worden sind, werden gegen eine Ganggebühr von DM 0,40 ausgetragen werden.

Kirchenfenster in Reinsberg

Zu S. 138 im vorigen Heft der „Schwäbischen Heimat“ ist nachzutragen, daß die neuen Kirchenfenster in Reinsberg von Wolf-Dieter Kohler in der Werkstätte V. Saile in Stuttgart ausgeführt wurden. Die handwerklich vortreffliche Arbeit hat wesentlich zum Gelingen des Werkes beigetragen.